

Abg. Dr. Sahn (konf.): Wir stimmen dem Teile des Antrags... Es ist nicht zu bestreiten, daß durch die Impfung...

Obg. Obermedizinalrat Dr. Kirchner warnt vor einer... Unterdrückung der Kochengefahr. Die Roden sind berartig...

Ganz unerlässlich ist die Forderung der Entschädigung für... sogenannte Impfschäden. Da würden bald alle Eltern...

Ein Verlagsantrag wird angenommen, nachdem... Präsident Schulz unter großer Heiterkeit mitgeteilt hat...

Engelaufen ist eine konservative Interpellation... betreffend die Uebernahme des Geldmarkts mit fremden...

Nächste Sitzung Montag 2 Uhr. (Zweite Lesung des... Gerichtsverfassungsgesetzes.)

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhause.

17. Sitzung.

Berlin, 1. Februar, mittags 12 Uhr.

Zum Ministertisch: Von Dallwitz, Weseler. Auf der Tagesordnung steht zunächst die erste Beratung des Gesetzesentwurfs über die

Polizeiverwaltung

in den Regierungsbezirken Düsseldorf, Aachen und Münster. Minister des Innern n. Dallwitz: Es handelt sich darum...

Abg. Schulte-Pelken (konf.) beantragt, die Vorlage an die Gemeindekommission zu überweisen.

Abg. Schmedding (Ztr.) und Abg. Böcking (natl.) sind mit der Ueberweisung einverstanden und wünschen nur die Verstärkung der Kommission um sieben Mitglieder.

Abg. Liebknecht (Soz.): Warum schafft man nicht, wie es die industrielle Entwicklung des Rheinisch-Westfälischen Industrie-

bezirks fordert, einen engeren Zusammenschluß der Gemeinden zur Erfüllung ihrer gemeinsamen kulturellen Aufgaben im Sinne der Selbstverwaltung? Auf diese Weise könnte man auch den Leber-

Präsident v. Kröcher: Ich rufe Sie zur Sache. Abg. Liebknecht (fortfahrend): Der Zentrumabgeordnete Schmedding ist der eigentliche Vater dieses Gesetzes.

die Staatsgewalt in ihrer brutalsten Form, die Polizei, an. Die Schanzmacher unter den Nationalliberalen

Präsident v. Kröcher: Ich rufe Sie zum zweitenmal zur Sache und erinnere Sie an die geschäftsordnungsmäßigen Folgen.

Abg. Liebknecht (fortfahrend): Die Vorlage räumt mit der Selbstverwaltung in einer Weise auf, gegen die wir auf das schärfste protestieren müssen.

Präsident v. Kröcher: Ich rufe den Redner zum drittenmal zur Sache und frage das Haus, ob es ihn weiter hören will.

Abg. Liebknecht: Augenweide sind Sie doch! Die Vorlage geht an die verstärkte Gemeindekommission.

Es folgt die zweite Beratung des Justizgesetzes.

Zunächst entspinnt sich eine Debatte über die Gefängnisarbeit.

Abg. Weill (Ztr.) behauptet die Konkurrenz, die sie dem Handwerk macht.

Ein Regierungsminister erwidert, daß die Löhne für Gefangenearbeit in den letzten 8 Jahren um etwa 25 Prozent

Abg. Weill (natl.): Eine gut geleitete Arbeit ist das beste Erziehungsmittel für die Gefangenen. (Sehr richtig!) Die Konkurrenz für das Handwerk wird am besten beseitigt, wenn man

Abg. Merzin (freikons.): Auf jeden Fall sollte man sich in den Gefängnissen auf Handarbeit beschränken und Maschinen ausschließen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die Erziehung der Gefangenen zur Arbeit für den späteren Kampf ums Dasein steht für uns im Vordergrund.

Abg. Rosenow (Rechtsr. Sp.) erkennt eine gewisse Besserung an.

Abg. Merzin (freikons.): Auf jeden Fall sollte man sich in den Gefängnissen auf Handarbeit beschränken und Maschinen ausschließen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Warum schafft man nicht, wie es die industrielle Entwicklung des Rheinisch-Westfälischen Industrie-

Märchen schrieb, zu einer vollständigen Opernpartitur um- und ausgearbeitet. Das Werk bedauert und das war wohl bei Gump-

Eine neue Oper nach anbruchsloser Art: Das ver- geffene H. H. Ruff von Waldemar Bendland, Text von Richard Sauer, erschien erstmalig in der Berliner

Die deutsche Parteiliste hat zum großen Teil am 29. Januar den 70. Geburtstag des französischen Parteiliteraten

liegt daran, daß man im Gefängnis meist nur die rüchsten Handarbeit betreibt. Man sollte vielmehr dazu übergehen, geschulnete Betriebe für die Gefangenen zu organisieren.

Abg. Sahn (konf.): Große industrielle Betriebe in Gefängnissen würden sowohl Unternehmer wie Arbeiter ruinieren.

Abg. Schröder (Kassell, natl.) empfiehlt die Beschäftigung der Gefangenen in der Landwirtschaft, schon mit Rücksicht auf

Abg. Liebknecht (Soz.): Der Schicksal der Gefangenen der Herren für die Außenarbeit der Gefangenen ist von dem redner unwürdigerweise geküßelt worden.

Die Generaldebatte setzt bei dem Titel „Minister“ ein. Abg. Böhm (konf.): Die neue Strafprozessordnung wird

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Abg. Liebknecht (Soz.): Die neue Strafprozessordnung wird fürchten wir, keine Beschleunigung des Verfahrens bringen.

Auf alle Waren vergüte 5% Rabatt. Für sämtliche Waren volle Garantie, was Ihnen nicht gefällt, nehme sofort retour.

Bis auf weiteres empfehle ganz besonders schöne, süße, goldgelbe

Apfelsinen 3 Pf. mit 5% Rabatt!

mit 5% Rabatt!

Molkerei-Butter 1/2 Pfund 60 Pf. 65 68 und 72 Pf. 5% Rabatt
 Hochfeinen Schweizerkäse 1/2 Pf. 55 Pf. 50% Rab.
 Ia. Tilsiter 1/2 Pf. 40 Pf. 50% Rab.
 Bauernkäse a Stück 5 und 10 Pf. 50% Rab.
 Limburger 1/2 Pfund 30 Pf. 50% Rab.
 Schinkenspeck 1/2 Pfund 55 Pf. 50% Rab.
 Mettwurst 1/2 Pfund 55 Pf. 50% Rab.

Knäusels Kunst-Spelsefett 1/2 Pfund 35 Pf. fein gewürzt, fertig zum Ausstrich.
Freitag und Sonnabend nur gegen Abgabe meiner Annonce, welche am Freitag den 28. Januar erschienen, 1/4 Pf. gratis von Knäusels Tafel-Kaiserin Margarine zur Probe.

Albert Knäusel Jakobstraße 50 Ecke Alter Markt.

Einmaliges Angebot! 637

Inventur-Räumungsverkauf

Linoleum - Reste bedruckter Ware, gute Qualität pro q Meter 1.70
 Linoleum - Reste, durchgehend gemustert, früher 8-12 Pf. pro Meter, jetzt pro q Meter 3.50
 Linoleum - Teppiche, anstrangiert
 Linoleum - Läufer, Steie . . . } mit 10% Rabatt

Gebr. Schröder

65 Breitweg 65, gegenüber Café Hohenzollern.

470

F. Pützkuhl
 Lübecker Straße Nr. 120
 Hüte, Mützen
 Schirme, Handschuhe
 Wäsche, Kraw.
 Hosenträger
 Stöcke etc.

A. Scholz Ww.
 Lübecker Str. 22
 empfiehlt
 Taschenuhren,
 Rängeuhren,
 Wand- und Weckuhren
 in allen Preislagen.
 Gold-, Silber-,
 Allend- und
 optische Waren.
 Gramophone u. Platten von
 2.00 Mk. an. 1 Schachtel
 Nadeln gratis. - Reparaturen
 an Uhren und Goldwaren
 werden preiswert und sauber
 ausgeführt. 469

Achtung, für alle Leser der „Volksstimme“!

Um unser junges Unternehmen schnell und sicher einzuführen, vergüten wir bis auf weiteres gegen Vorzeigung dieses Inserats bei allen Einkäufen in den Vormittagstunden von 8 bis 1 Uhr auf Emaille-Kochgeschirr, Aluminium-Kochgeschirr, Glas, Porzellan, Steingut, Haus- und Küchengeräte, Lampen

5 Prozent Extra-Rabatt in bar

sowie einen rein Aluminium-Kinderbecher ohne unsere bisherigen Preise irgendwies zu erhöhen. - In Preisen, Qualität und Auswahl sind wir unerreicht in Magdeburg.

Franz und Marie Henkel
 Breitweg 25, part. u. I. Etage
 direkt im Zentrum der Stadt, zwischen Berliner Straße und erstem Automaten.



Täglich Eingang frischer
Seefische
 und lebender Flussfische.

F. Fischräucherwaren:
 Seelachs, Forellentör, Stör-
 erjak, echte Kiel, Wüdinge
 und Sprötten. 479
 Ferner ff. Malbriden, Brat-
 und Bismarckheringe, Koll-
 mops, Appetitisch usw.
 ff. saure Heringe Stk. 15 Pf.
 Speisemuschelein 2 Pf. 15 Pf.
 Delfinarbinnen Dose v. 30 Pf. an.

Fischhandlung
Herm. Braune
 Johannisberg 17. Fernspr. 2322.

Echt goldene Damenuhr
 Nr. 12, 15, 18, 24, 8 Jahre
 schriftl. Garantie. Dreisingelstr. 4

Wir suchen zum sofortigen Eintritt
tüchtige Wagenlaciierer
Wagensattler u. Garnierer
 auf feine Luxuswagen und Karosserien eingearbeitet
 dauernde Beschäftigung bei hohem Lohn.
Ludw. Kathe & Sohn, Halle a. S.
 Karosserie-Werke.

Billigste Fleisch- und Wild-Offert
 Schweineschinken, Nacken, Karbonade Pfd. 75
 Bauch, Rippe Pfd. 70 Pf.
 Frische Schweineschinken Pfd. 75, bei 5 Pfd. 70
 Kalbskeulen, Nierenstück Pfd. 55-65 Pf.
 Kalbsbrust Pfd. 56-55 Pf.

Gänse! Gänse! Gänse!
 Hafermast 2 Pf. nur 65-67 Pf.
 Frische Gänsekeulen und -brust Pfd. 75-80
Gr. Buschhasen der Braten von 2 Pf.
 Zartes Wildschwein Pfd. 50-75 Pf.

Richard Bosse, Gr. Marktstr. 2
 Wir suchen zum sofortigen Eintritt tüchtige
 selbständige

Kastenmacher sowie Kastenbelfer un-
 im Anschlag bewanderte Schlosser
 in dauernde Arbeit bei hohem Lohn.
Ludw. Kathe & Sohn, Halle a. S.
 Karosserie-Werke.

Große Freude

und einen wahren Genuss haben Ihre Stunden beim Rauchen
 von meinen Spezialmarken, denn meine neuen Abnehmer
 können und bedauern bei jeder Nachbestellung, meine
 Spezialmarken nicht schon früher eingeführt zu haben, denn
 sie vergrößern ihren Umsatz in

Zigarren

selbstem sie meine beliebten Marken führen.
 5-Pf.-Zigarren a Wille 34-38 Wf.
 6-Pf.-Zigarren a Wille 40-48 Wf.
 7-Pf.-Zigarren a Wille 50-58 Wf.
 10-Pf.-Zigarren a Wille 60-75 Wf.
 Kein Risiko, da nicht passende Ware zurücknehmen. Proben
 a 100 Stück zum Willpreis, nach außerhalb 300 Stück franco
 per Nachnahme. Proben a 10 Stück zum vollen Preise. -
 Die sich täglich vergrößern Nachbestellungen beweisen die
 größte Zufriedenheit der Kundigen.
Otto Schmid, Magdeburg, Regierungsstraße 10,
 gegenüber der Steinstraße.
 Zigarren, Zigaretten und Tabak en gros - Fernspr. 4379

2 Brautbetten

(Seit 38 Mark) 191
Heinrichstraße 22, part.

Damenuhr mit eleg. 7
 langer Kette Wf.
 Dreisingelstraße 4.

Messer u. Scheren
 werden sofort geschliffen und
 repariert. **H. Müller, Re-**
 gierungstr. 17, Ecke Steinstr.

Mehrerer gute saubere 1934
Bettstücke
 sofort billig zu verkaufen. Finken-
 luffer 20, v. IV. L. Nähe Sengelbadel.
Kinderwagen zu verkaufen 202
 Fichtest. 31, Soipl.

Herren- u. Damenrad
 neu, großartig, sportlich, Gooke,
 Goldschmiedebrücke 5, L. 619

Malerlehrling stellt unter
 günstigen
 Bedingungen ein W. Köhne.
 Gr. Klosterstr. 19

100 Paar billige Kinderstiefel
 v. Nr. 26 5. 35 v. 2.00 b. 2.60 Wf.
 bei H. Gasdecke, Tischlerfrucht. 27.

Möbelfuhrwerk
 emul. Hilpert, Wallstr. 6, Tel. 5340.
 Bessere Logis, Woche 8 Wf.
 Biermann, Lindenbender Str. 8, pl.

Burg Heute Freitag: Frische
 Wurst, Sonnabend und
 Sonntag: Knoblauch-
 wurst F. Bretschneider

Groß- und Klein-Ottersleben, Benneckenbeck

Kampf im Bäckergerwerbe!

Hausfrauen, Partei- und Gewerkschaftsgeoffen!

Der im Vorjahr mit der höchsten Bäckereiarbeit bewirtschaftete Tarif ist durch das Treiben der reaktionären Schatzmacher unter den
 Bäckereimeistern aufs schändlichste verletzt und gebrochen worden.

Eine Ordnungsstrafe von 10 Mark pro Tag

sollen nach dem Beschluß dieser Arbeitervereine alle die zahlen, welche die Forderung des Verbandes anerkennen durch welche die skandalösen
 Verhältnisse der Bäckergeoffen nur einigermaßen gelindert werden sollen. Um in Arm mit allen Feinden des Fortschritts will man
 gewalttätig die Organisation der Sachtabenflaven niederstößeln. Andererseits aber nimmt man die Großen der organisierten Arbeiter
 und Arbeiterinnen gern, um davon reich und froh zu werden. Diefem henchlerischen Treiben gilt es ein energisches und allge-
 meines Halt zu gebieten, indem Brot- und Backwaren nur aus solchen Bäckereien geholt werden, wo die berechtigtesten Forde-
 rungen der Organisation der Bäckergeoffen anerkannt sind. Folgende Bäckereien haben bisher die Forderungen bewilligt:

Klein-Ottersleben:
Willy Hasenkrag, Luchstraße 3

Groß-Ottersleben:
Gustav Brandt, Antsegartenstraße 7
Friedrich Rogge, Frankstraße 63
Hugo Rogge, Breite Straße

Paul Winzerling, Große Schulstraße 1
Max Hesse, Große Schulstraße 9
Gustav Trenkler, Mittagstraße 1 a
Otto Schulze, Bäckerstraße 6

Benneckenbeck:
Friedrich Schöndube, Witwenkamp 27

Wird durch eine sich schon seit längerer Zeit bewährte Solidarität der Arbeiter der Firmen, den schwer frohbenden Klassen der Backstube!
 Jeder Arbeiter und jede Arbeiterin mache es sich zur Ehrenpflicht, Brot und Backwaren nur aus obengenannten
 Bäckereien zu kaufen.
 Arbeit mit dem terroristischen arbeitgeberfeindlichen Bäckereimeistern!

Hoch die Solidarität!

Für die Partei und Gewerkschaften.
 Der Obmann: Fr. Sahn.

Zur Ottersleber Bäckerbewegung!

Hausfrauen, Partei- und Gewerkschaftsgeoffen Magdeburgs!

Es riefen die dringende Bitte an euch, alles Brot von Bäckereien
 aus Ottersleben, die nicht bewilligt haben, bis auf weiteres zurück-
 zuweisen. Die Brotfabriker werfen ihrer Betriebe müssen im Besitz von
 Kontrollkarten sein. Als getragene Maßnahme kann eine Kontrolle im Frage. Der Vertrauensmann der Bäcker Magdeburgs u. Umgegend.



Reunion
Lookout
 mit Gold- oder Korkmundstück
 Vorzügliche
3 Pf
Cigarette

Zur

Konfirmation

SCHWARZ

und farbige

Kleiderstoffe

Preiswertes Extra-Angebot!

Schwarze Kleiderstoffe

Cheviot reine Wolle	Meter	95	75	95
Cheviot exproble Bij. Qualitäten, reine Wolle, 110 cm br.	Meter	2.25	1.95	1.65
Satintuch reine Wolle, solide Qualitäten	Meter	1.65	1.35	1.10
Satintuch Prima reinwollene Qualitäten, 110 cm breit	Meter	3.00	2.75	2.50
Kammgarn-Croisé reine Wolle, 90-110 cm breit	Meter	2.75	2.25	1.65
Mohär-Krepp vorzügliche Qualitäten, mit schönem Glanze .	Meter	2.50	1.95	1.35
Mohär, Serge und Armure gebiegene Qualitäten	Meter	4.50	3.75	3.00
Alpaka und Panama vorzügliche Qualitäten, mit tiefem Glanze, 110 cm breit	Meter	5.00	3.75	3.00

Weißer Kleiderstoffe

Wollbatist gute reinwollene Qualitäten, 90 bis 110 cm breit	Meter	2.25	1.65	1.35	1.00
Kaschmir reine Wolle, exproble Qualitäten	Meter	2.25	1.95	1.50	1.25
Cheviot reine Wolle, 90 bis 110 cm breit	Meter	2.25	1.95	1.65	1.35
Satintuche und Kammgarnstoffe reine Wolle, 90 bis 110 cm breit	Meter	2.75	2.40	1.75	1.50
Wollbatist-Rayés und Jacquards in schönen Mustern	Meter	2.25	1.75	1.45	1.15
Wasch-Alpaka doppeltbreit, aparte neue Muster	Meter	0.85	0.75	0.65	0.55
Wasch-Panama und Cheviot bester Stoff für Wolle	Meter	1.35	1.20	1.00	0.85

Edel-Damentuch
130 cm breit
erfüllte,
exproble Qualitäten
Meter 5.50 4.75 **3.50**

Farbige Kleider- und Kostümstoffe

Cheviots reinwollene Qualitäten, in modernen Farben	Meter	2.25	1.65	1.35	95	75
Mohär-Diagonals und -Chevrons solide Qualitäten, schöne Farben	Meter	1.80	1.35	1.20	90	90
Moderne Phantasiestoffe u. Alpakas überraschende Ausmaße	Meter	2.50	1.95	1.50	1.10	1.10
Kostümstoffe in englischer Art, 90 bis 130 cm breit	Meter	4.50	2.75	2.10	1.65	1.25

Satintuch- und Kammgarnstoffe reine Wolle, neue Farben	Meter	2.75	2.25	1.65	1.25
Wollbatist und Voile aparte Fashion-Neuheit, in schönen Farben, 110 cm breit	Meter	3.00	2.35	1.75	1.75
Popeline und Armure moderne Webarten, elegante Qualitäten, 110 cm breit	Meter	4.50	3.50	2.75	2.75

Halbfertige Roben
in Taill,
Sapon, Seidenbatist
in modernster Verarbeitung
Stück 27.00 22.50
19.50 15.00 10.50 **8.50**

Futterstoffe

Jakoneff schwarz und grau	Meter	24	33	38
Tailenkörper schwarz und grau	Meter	28	34	43
Reversible doppelseitig bedruckt	Meter	36	45	52
Twilled englische Qualität, 100 cm breit	Meter			90
Lüster in schwarz und farbig	Meter	35	53	58
Satin in allen Farben, 90 und 150 cm breit	Meter	65	80	95
Samtstoff in allen Farben	Meter		35	45

Damen-Wäsche

Damen-Hemden aus Dowlas oder Hemdentuch, Schulterschluß, mit Spitzen garniert	Stück	1.10	1.25	1.35
Damen-Hemden aus Hemdentuch, Schulterschluß, mit Saugette garniert	Stück	1.25	1.50	1.75
Beinkleider (Steinwolle) aus Hemdentuch, mit Stückerivolant garniert	Stück	1.25	1.50	1.75
Beinkleider mit ausgebogtem oder mit Stückerivolant garn.	Stück	90	1.00	1.25
Unterröcke aus weiß gerauht Varchent, mit ausgebogtem Bolant	Stück	1.25	1.50	1.75
Stickerei-Unterröcke mit schönem, breitem Stickerei-Bolant	Stück		1.50	2.00
Stickerei-Unterröcke mit Stickerei-Einfach und breitem Stickerei-Bolant	Stück	2.40	2.75	3.50

Glacé-Handschuhe
in schwarz, weiß und farbig
in größter Auswahl
zu billigsten Preisen!!



H. Lublin

Die zweite Welt

Nr. 6

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1911

Die Pariser.

Roman von Alfred Roch.

(Fortsetzung)

Es war um die zweite Morgensunde. Der Bürgermeister war aus der Pfarre in seine Behausung zurückgekehrt. Er dachte noch nicht an Schlaf. Ruhelos wanderte er in seiner Amtsstube auf und ab. Er war wahrhaftig nicht fürchterlich, allein der plötzliche Tod des Ortsgeistlichen hatte ihn doch erschreckt und das Geklammer der Pärnersche hatte ihm auch zugesetzt. Auf neunundsechzig hatte es der Pfarrer gebracht, war ihm also um drei Jahre voraus gewesen. Er selbst spürte nichts von Alter und Schwachheit. Auf dem Feld stellte er noch seinen Mann. Wenn's Klopffische abschte, Koz Kränk! nahm er noch manchem den Kizel. Seine Häuser waren im Dorfe bekannt. Freilich, der Tod vergaß keinen. Das war nicht anders in der Welt. Der Pfarrer hatte die Zeit her gekränkelt. Es war wohl eine Blutstodung, die ihn so jäh niederwarf. Letzten Sonntag noch hatte er in seiner Predigt den Weltknechten, den Krastlern und Saufnasen ihr Fett gegeben. Er hatte es immer vermeiden, dem Pfarrer in kirchlichen Dingen sein wahres Gesicht zu zeigen. Er glaubte nicht an Hölle und Teufel; aber er verschloß seine Gedanken in sich. Einmal zwar war ihm ein bitteres Wort entschlüpft. Das war selbignal, als sein Kestester, der Heinrich, in Darmstadt bei den Dragonern den Todessturz tat. Da war der Pfarrer gekommen und wollte ihn trösten. Und seine Widerrede war gewesen: „Herr Pfarrer, 's heißt, ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lang lebst auf Erden. Mein Heinrich war ein guter Sohn, hat Vater und Mutter gehört und hat so früh fortgemüßt. Wo bleibt da oben die Gerechtigkeit?“ Und der Pfarrer hatte gesprochen: „Bürgermeister, Ihr läutert Gott. Euch fehlt die Demut. Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. Legt den alten Menschen ab und zieht ihnen neuen an.“ Darauf war er grob geworden, und der Pfarrer war ohne Abschiedsgruß gegangen. Auch im Dorfe hatten sie gepöppert: „Der Heinrich hat für die Sünden seines Vaters sterben müssen.“ Wäre jemand vor ihn getreten mit solchem Nachhaußgeschwäg, er hätte ihn kurzrüttelmäßig geschlagen. Mit dem Pfarrer bahnte sich später wieder ein halbwegs gutes Verhältnis an. Dieser hatte den Philipp, seinen Zweitgebornen, unterrichtet, bis der in die Kreisstadt auf das Gymnasium kam. In der Familie sollte er Hochstudierter sein. Wie nun der Heinrich gestorben war, trat der Philipp an des Erstgebornen Stelle und gab Gymnasium und Stu-

dium auf. Jenes Mal hatte der Pfarrer gesprochen: „Bürgermeister, überlegt's Euch zweimal, eh' Ihr den Bub auf den Hof tut. Ich schäg', er taugt zum Landwirt nicht.“ Prostemahlzeit! Das fehlte noch, daß man sich vom Pärner ins Werk schwächen ließ. Rasch gesagt und schlecht bedacht. Der Pärner behielt Recht. Bald wurde das ganze Dorf es gewahr: Der Vater war der Schaffer, der Sohn der Spazierer. Das Backern paßte dem Studierten nicht. Eine



Clara Müller-Jahnke.

Beschäftigung mußte er haben. Was tat man nicht für sein Kind! So richtete er ihm die Sägemühle ein. Die war ein Faß ohne Boden und verichlang eine Unmasse Geld. Da stand man groß da, war Bürgermeister und galt als reicher Mann. Und die Sorgen fraßen einen auf. Droben auf dem Kirchenplatz hörnte der Hannbalzer drei. Der Bürgermeister hielt in seiner Wanderung inne und legte die Hand an die breite Stirn. Kopfschmerzen hatte er bis dahin noch nicht gekannt. Seit Abend spürte er so etwas. Teufel auch! Das kam von dem nächtlichen Trübel.

Er trat an den Schreibtisch und blies das Petroleumlämpchen aus. Dann knüpfte er das

Leibchen auf und begab sich hinter den großen Altenschränk, wo seine Bettstatt aufgeschlagen war.

2.

Vom Oberdorf führte in nicht viel mehr als zehn Minuten ein Bizinalweg zum Fichtenhof. Ehemals von den Eigentümern, den Freiherrn von Humbracht, bewirtschaftet, war dieser später in Pacht gegeben worden. Als im Jahre 1796 die französischen Truppen brandschatzend das Hessenland durchzogen und auch den Fichtenhof plünderten, rettete der Knecht Daniel Specht dem Freiherrn Renatus von Humbracht das Leben. In Anerkennung dieser Tat vermachte der Gutsherr seinem Knecht einen Wald, den Röderkopf. Der war im Verlauf von sechzig Jahren Gemeingut vieler Erben geworden. Zur Zeit, da der Bürgermeister Wallenfels sein Amt antrat, teilten sich neun Familien in seinen Besitz. Diese waren durch Brandschäden und Missernten in Not geraten. Des Bürgermeisters Trachten war auf den Röderkopf gerichtet. Den Bedrängten gewährte er Darlehen um Darlehen und ließ sich ihre Liegenschaften verpfänden. Die Zinsen summteten sich an, ohne daß er auf Zahlung bestand. Eines Tages aber, als ihm das Maß voll zu sein schien, legte er die Maske des nachsichtigen Gläubigers ab und ging gegen seine Schuldner schonungslos vor. Er kündigte ihnen die Hypotheken und erwarb bei der darauf folgenden Versteigerung um einen Spottpreis den Wald. Den verkaufte er wieder mit beträchtlichem Nutzen an seine Gemeinde und wurde über Nacht zum vermögenden Mann. Die Ausgepfändeten hatten als selbständige Bauern den Pflug geführt, nunmehr als Steinklopfer ein dürftig Leben zu fristen, gab ihr Stolz nicht zu. Daher wanderten sie nach Frankreich aus. Unter den Emigranten war der Bauersmann Heinrich Specht mit seinem Weib und seinem Jungen, ein Nachkomme jenes Knechts, dem einst sein Herr den Röderkopf verschrieben hatte. In Paris fand er wie die meisten seiner Landsleute als Straßenkehrer Beschäftigung. Im Faubourg St. Marcel war eine ganze Kolonie von Oberhessen beisammen. Ein deutscher Lehrer erteilte den Kindern Unterricht. Die Lebensmittel waren nicht teuer. Auf dem Bastilleplatz hielt der rote Pröcher von Schotten echte heijische Zerbelatwurst feil. Die Franzosen kamen den deutschen Dickköpfen freundlich entgegen. Diese hatten sich über nichts zu beklagen, nur daß das Heimweh an ihrem Herzen nagte.

Während der Arbeitszeit war zu langen Gesprächen keine Gelegenheit. Desto lebhafter flogen in den Feierstunden die Reden hin und her. Meist war es der Bürgermeister Wallenfels, der im Mittelpunkt der Unterhaltung stand. Da war keiner, der nicht ein Stücklein von seiner Gewaltfätigkeit, seiner Herrschsucht und Gabsier zu erzählen wußte. Stieg so das Bild des Verhakten vor ihnen auf, dann brannten die alten Wunden, und sie knirschten mit den Zähnen in ohnmächtiger Wut. Und es geschah, daß der Heinrich Specht von schwerer Krankheit heimgesucht wurde, der er nach langem Siechtum zum Opfer fiel. Oh! er die Augen schloß, nahm er seinem Sohn das Gelöbniß ab, demmaleinst den Bürgermeister entgeltlich zu lassen, was er der Familie angetan. Bis zum Ausbruch des Kriegs blieben die Oberhessen in Paris. Dann wurden sie mit den übrigen Deutschen ausgewiesen. In den letzten Augusttagen des Jahres 1870 trafen sie wieder in ihrer Heimat ein. Nicht als Bergweilte und Bedürftige, wie sie ausgezogen waren, sondern als Menschen, die einen freien Blick gewonnen hatten und auf einen gepicktenbeutel pochen konnten. Ihr Eigentum war längst in andere Hände übergegangen. Nun bauten sie sich im Unterdorf an und bildeten eine stille Genossenschaft, den Tyrannen zu stürzen. Allen war klar, ob auch noch Jahre bis zum Ablauf seiner Amtszeit hingehen würden, daß man jogleich mit der Agitation beginnen müsse. Hierbei war die Spechtmarie, die Witwe des in Paris verstorbenen Heinrich Specht, das eigentlich treibende Element. Sie kamnte vom Nichtenhof, wo ihr Vater über vierzig Jahre lang das Amt eines Schweizers versehen hatte. Als Kind war sie einmal heimlicher Weise in die Stadt gelaufen und hatte dort, hungrig wie eine Kirchenmaus, vom Fensterbrett eines Wädeladens einen Wackelbrot Die Wädelersfrau, die es bemerkte, schenkte ihr noch einen dazu und sprach:

„Du das nicht wieder!“

Beckämt war sie fortgeschlichen. Daheim fühlte sie das Bedürfnis, sich bei jemand auszusprechen, und offenbarte ihrem Spielgenossen, dem Heinrich Specht, was sie vegiert hatte. Der gehand, er habe seiner Mutter während der Armes ein Zweigrodenstück aus dem Geldtrumpf geschrieben. Beide drückte die gleiche Schuld. Sie saßen sich mit ernsten Blicken an und gelobten einander, nie mehr zu strehlen. Sobald der Heinrich Specht in das heiratsfähige Alter getreten war, nahm er die Marie vom Nichtenhof zur Frau. In ihrer Ehezeit fiel kein böses Wort. Ihr Stolz war ihr Sub, der Karl. Mit zehn Jahren war der schon so stark, daß er älteren Jungen Meibest einlöste. Dabei hatte er einen offenen Kopf. In Paris war er von den Dörflern einer der ersten, die die französische Sprache erlernen. Auf dem Bastilleplatz wurde er mit einem liegenden Buchhändler bekannt. Der erzählte ihm, hier habe Frankreich seine Freiheit wiedergefunden. Vor der Notre-Dame schloß er mit einem alten Invaliden Freundschaft. Dieser führte ihn in den gigantischen Bau und zeigte ihm den Platz, wo der erste Napoleon sich die goldene Krone auf's Haupt gesetzt hatte und vom Papst gesalbt worden war. Durch die Noisten fiel das Tageslicht gedämpft herein und brach sich in tausend bunten Farben. Auf den großen, freien Plätzen, den Boutevards, vor den hohen Gebäuden füllte sich seine Seele mit Bildern, die nicht wieder verflachen. Obgleich die Abreise von Paris in größter Hast vor sich gegangen war, glückte es ihm doch, allerlei Andenken mitzunehmen. Nach lange nachher trug er sein Käppi. An Sonn- und Feiertagen zeigte er sich mit einer vierreihigen, übernen Uhrkette, die er von einem Uhrändler in der Rue d'Artois erhandelt hatte.

Im Dorf wurde er nach fast achtjähriger Abwesenheit als ein halber Ausländer zuerst mit Mißtrauen behandelt. Inzwischen drängte er

sich niemand auf. Der einzige, an den er sich, abgelesen von den Pariser Gefährten, enger anschloß, war der Lehrer Moldenhauer, der unter den unaufrichtigen Schikanen des Bürgermeisters zu leiden hatte. Der Umgang war der Spechtmarie eben recht, denn sie wollte, daß der Gedanke an das Werk der Rache in ihrem Sohn lebendig bleibe. Unverrückt ihr Ziel im Auge behaltend strebte sie zunächst danach, ihren Besitz zu befestigen und zu vermehren. Als ihr das gelungen war, setzte sie alles in Bewegung, was ihren Zwecken zu dienen geeignet war. Wallenfels stand auf der Höhe seiner Macht. Die Gemeinderäte mußten nach seiner Pfeife tanzen, weil fast jeder von ihnen etwas zu vertuschen hatte. Alle empfanden höchst unbehaglich den Druck des Oberganers, ihn abzuschütteln wagten sie nicht. Eine oft gehörte Klage war, daß der Bürgermeister bei der Verteilung der Steuern parteiisch verfuhr, sofern er kleinen Leuten, die nicht zu seinen Kreaturen zählten, Lasten auferlegte und die Söhne reicher Bauern davon befreite. Den Lehrer, der mit redlichem Willen bemüht war, bessere Schulverhältnisse zu schaffen, fuhr er an, was er sich denn dabei denke, daß er den Kindern der Armen höhere Plätze anweise. Auf die Geheißigkeit komme es gar nicht an. Er mache die Menschen widerbärtig. Wenn es künftig an Säuscheizern und Steinklopfern fehle, werde man ihm das ankreiden.

So zahlreich die Akte der Willkür waren, deren der Dorfgewaltige sich schuldig machte, gefiel es ihm doch manchmal, ein paar armen Schladern aufzuhelfen, ja sie mit Wohlthaten zu überhäufen. Diese saugen dann sein Lob in allen Tonarten und gingen für ihn durchs Fener. In seiner Familie trat er nach dem jähen Tode seines ältesten Sohnes minder schroff und rücksichtslos auf. Seine Frau, die Lisekathrin, war die Tochter des Talmüllers in Friedborn. Als junges Mädchen hatte sie in Herleshausen die Predigten eines Missionars gehört und war entschlossen, ihn nach Südamerika zu begleiten. Dem widersehte sich ihr Vater. Ein langer Streit endete damit, daß sie die Waffen streckte und den Mann heiratete, den ihr die Patin zuführte. Das war der Melchior Wallenfels. Sobald sie ihre Pflicht als Hausfrau erfüllt hatte, zog sie sich in ihre Kammer zurück und las erbauliche Schriften. Spottete ihr Mann: „Si, Du Wunderliche, gelle, Du willst mit Schuh' im Strümpf in den Himmel?“ ließ sie das ruhig über sich ergehen. Des Bürgermeisters Zweitgeborener, der Philipp, verursachte dem Vater viele bittere Stunden. Zum Landwirt hatten ihm Neigung und Fleiß gefehlt. Als Sägemüller hielt er zwar auf einen flotten Betrieb, doch fehlte ihm die Geschäftsfertigkeit, das Unternehmen mitbringend zu gestalten. Bei seiner Unfähigkeit kehrte er noch den Großhaus heraus. Wenn er — was mehrmals in der Woche der Fall war — in der Kreisstadt erschien, traf er mit Rumwanen zusammen, die ihm schmeichelten und sich von ihm freihalten ließen. Die Mädchen spielten in seinem Leben eine große Rolle. Er knüpfte Verbindungen an, die nicht ohne Folgen blieben, und sein Vater mußte den Beutel ziehen. Die Annegret, des Bürgermeisters Tochter, hatte ein Jahr lang die Haushaltungsschule in der Stadt besucht und dort mancherlei angenommen, was ihr im Dorf den Beinamen „Die Härnecke“ eintrug. An Wurichen, die sie umwarben, fehlte es nicht, doch dachte sie noch nicht daran, das Weiratsbrot zu backen. Der Bürgermeister machte nach seiner Seite hin seinen Einfluß geltend. Einmal war die Aufsicht der Annegret auf dem Hof jänder zu entbehren, dann hatte sie eben erst die Französisch überhritten. Kam die Zeit, würde er schon für den Pränikam sorgen.

Über alles, was auf dem Hof und in der Kammer des Bürgermeisters vorging, waren die Parlier aufs genaueste unterrichtet. Ein

glücklicher Zufall arbeitete ihnen in die Hände. Das Kreisamt hatte die Gemeinde aufgefordert, zwei Straßen anzulegen, die die Verbindung mit den umliegenden Ortschaften verbessern sollten. Vom Staat war eine Beisteuer unter der Bedingung versprochen worden, daß die Arbeit bis zu einem gewissen Zeitpunkt vollendet sein müsse. Der Bürgermeister rührte sich nicht und ließ die Frist verstreichen. Die Gemeinde war seine Rede, könne das Geld sparen. Er hatte sich gründlich verrechnet, denn nun ließ die Regierung die Straßen bauen und legte der Gemeinde die Kosten auf. Das machte böses Blut im Dorf. Von der Anhängererschaft des Bürgermeisters schwenkten viele zu seinen Gegnern ab. Bei den Gemeinderatswahlen, die bald darauf stattfanden, brachten die Parlier zwei ihrer Kandidaten durch. Das war ihr erster, namhafter Erfolg.

Fortan sah sich Wallenfels zwei unabhängigen Männern gegenüber, die seine Amtshandlungen überwachten und sein rechtswidriges Verhalten, soweit sie es nicht verhindern konnten, aufs schärfste brandmarkten. Und doch war sein Einfluß noch so groß, daß die einen meinten, es würde vieler Hiebe bedürfen, ehe dem alten Baum die Art bis ans Mark dränge, die anderen seinen Sturz gar für unmöglich hielten.

Zu jener Zeit hatte er zwei mittelaltliche Bauern, die sich wegen eines Fegens Aderland stritten, zu einem Sühnevertrag geladen. Als er sah, daß seine Vermittlung zwecklos war, faßte er die Protokollmacher beim Kragen und wamste sie gehörig durch. Das half, denn nun verglichen sie sich. Der Vorfall wurde viel besprochen. „Der Bürgermeister.“ hieß es, „wann den Gewaltsmensch vorn hin, das is wahr, aber ein Mordskerl is he doch!“

Für die Spechtmarie war es ausgemacht, daß ihr Sohn sich um das Bürgermeisterramt bewerben müsse. Es war von großer Bedeutung, daß sie den Heilmannshenner, den Barbier, zu sich herüberzog. Der war an den Wochentagen als Dampfpropfer, Seilgehilfe und Geschäftsbemittler tätig. Sonntag vormittag ratierte er seine Kunden. Dann ging sein Mund wie geschmiert. In unauffälliger Weise brachte er das Gespräch auf die künftige Bürgermeisterrwahl und sagte, er habe gehört, dem Melchior Wallenfels solle ein jüngerer Kandidat entgegen gestellt werden, der einen Kopf habe wie ein Kirchturm und ein geregelt Werk. Auf die Frage, wer denn das sei, antwortete er Genauerer wisse er nicht, dem Leutgeschwät' möge sei's der Spechtkarl. Bei geringen Bauern drückte er sich minder vorfichtig aus und emporgeradezu den Parlier als einen rechtschaffenen Menschen, der auch dem armen Mann etwas gönne. Auf diese Weise kam der Stein in Rollen. Die Helfer der Spechtmarie beobachteten beim Mähen, Treischen und Kartoffelarbeiten die wehrfähigen Tagelöhner und Arbeiter bezahlten ihnen einen höheren Lohn und anderen, die verheiratet waren, nach dem Mähen essen noch ein Stück Speck, ein paar Eier, und auch einen Topf Milch mit nach Hause. Der Landwirt, der dem Bürgermeister frunde feind war, sich zu den Parliern schlagen und voranzusehen. Gäste, die für die Stadt datur Specht gewonnen werden sollten, bedient er mit besonderer Aufmerksamkeit, jänliche Zahlern gewährte er Kredit, ja er verabreichte verschiedentlich Bier und Brantwein um Erlundigte sich ein Neugieriger, wem man das Glück zu verdanken habe, erwiderte er: „Dritt nur, 's is einer, der's kann!“

In einer von Nachgier erfüllten Umgebung war der Spechtstari zum Mann gereift. Was der Vater ihm auf die Seele gebunden, lebte nun vergriffen in ihm fort. Zuweisen padte ihn die Erinnerung, daß ihm die Arme bei der Arbeit schlaff herunterhanken. Und seine Gedanken flogen auf wie schwarze Vögel und wanderten

in das ferne Paris. Auf dem Siechbett im engen Stübchen lag der Vater und sah die schmerzenden Köpfe mit beiden Händen. Verhalten drang der Särm der Straße herauf. Die Mutter weinte vor sich hin. Endlich schlummerte der Kranke ein. Als er erwachte, sah er ein wenig gekräftigt. Er sprach vom Großvater Specht. Der war, bevor seine Kinder die Heimat verließen, beim Bürgermeister gewesen und hatte ihm vorgestellt, er sei zu alt, mit nach Paris zu gehen, er wisse nicht, wo er künftig sein Haupt niederlegen solle. Wallenfels hatte ihn ins Armenhaus gewiesen. Dort war er denn auch gestorben. Er ruhte wenigstens in heimischer Erde. Aber hart war's, in fremdem Land begraben zu werden. Und der Karl vermeinte des Vaters Stimme zu hören:

„Du weißt, was der Bürgermeister bei uns im Salz liegen hat. Ich hatt' im Sinn, ein Jahrer sechs, auch sieben hier zu schaffen. Wann's dann gelangt hatt', gedacht' ich heimzumachen un net eher zu ruhen, bis der Hund auf's Hautloß kommt. Das is nu vorbei. Aber Du seist da als mein Sohn un verspricht mir in die Hand hinein, daß Du's dem Wul' heimzahlen tust.“

Und der Karl gab seinem Vater die Hand: „Verlaßt Euch drauf, ich zahl's ihm heim.“

Er sah des Sterbenden Blick auf sich gerichtet. Ein rasender Schmerz zerriß ihm die Bruit. Sich an dem Bürger zu rächen, der seiner Familie den letzten Blutstropfen ausgefangt, der des Vaters frühen Tod verschuldet, betrachtete er als heilige Pflicht.

Es war etwa ein Jahr vor der Bürgermeisterwahl. Dem Dorfe war ein reicher Erntesege besichert. Die Alten schritten mit sorgenfreier Stirn einher, die Jungen ließen ihrer Lustigkeit freien Lauf. Eben hatten die Jungen unter den Klängen einer Musikkapelle den Kirnbaum gerichtet. Den Hut mit dem Kirnstrauß geschmückt, ritt der Rohrspeter durch die Gassen und sang:

„Morn is Kirnes, juchhe!
Kirnes is die ganze Woche,
Und wenn der liebe Sonntag kimmt,
Dann haben m'r nig zu hoch
Als lauter dürre Knoche.“

Die Jugend gab dem Reiter das Geleite, und des Jubels war kein Ende. (Fortsetzung folgt)

Clara Müller.

Von Heinrich Ströbel.

Ein Häuschen wünsch ich mir, versteckt und klein,
auf dessen Sims sein Lied der Vogel singt,
auf dessen rebenunsporn'nem Fensterkreuz
der letzte Ton der lauten Welt erklingt.

Darin für mich und für die Meinen Raum,
vom Straßenlärm der Städte meilenweit — — —
und einen Garten pflanz ich um mein Haus,
darinnen Blatt und Blüt' und Frucht gedeiht.

Ein Apfelbaum, der goldne Früchte trägt,
ein Laubgezell am schüülen Sonntag,
ein Rosenhag, von dessen Duft heraufschicht
ich einsam sinnen, träumen, dichten mag!

Und einen Blick in Gottes schöne Welt,
ins ährenreiche, wogende Gefild,
das, sanft geschmeilt vom Sauch des Abendwinds,
vom goldnen Erntesege überquilt.

Und so viel von dem Gute dieser Welt,
gib mir, o Herr, daß ich dem armen Mann,
der an die Pforte meines Hauses klopf,
ein Stückchen Brot als Imbiß bieten kann.

Dann fliehe hin, du meines Lebens Tag,
kein breiter Strom, der stolz zum Meere wallt,
— ein tiefer Bergsee nur, aus dessen Flut
des Himmels lichte Klarheit wiederstrahlt.

So singt Clara Müller in einem ihrer älteren Nieder. Ein friedlich sonniges Juchel erhebt sich ihr Dichtergemüt, ein Sorgenfrei, weitab der Welt. Das Leben aber meinte es anders mit ihr. Durch graues Elend und heiße Lebensnöte führte es sie, und statt der verträumten Stimmungshyrit harpte es auf den bebenden Saiten ihrer Seele wilde Schurmeslieder und lödernde Kampfgesänge. Und als die Zeit der äußeren und inneren Drangsal zu Ende, als die Dichterin zur Reife gediehen war und von der Höhe ihres Lebens in stolzer Schaffensfreude die Blicke über die Abgründe der Vergangenheit nach den leuchtenden Gipfeln der Zukunft schweifen ließ, da legte der Tod die kühle Hand auf das leidenschaftliche Herz. „Auf der Mittagshöhe des Lebens stehe ich, und alle Herrlichkeit der Welt ist mein. In den Tälern Hindostans blüht keine Blume, die ihre Dülste nicht für mich verspricht; und aus den Tiefen des Südmeeeres grollt keine Woge empor, die ihre Berlen nicht zu meinen Füßen in den Sand wirft. In die Sterne des Siriusystems greife ich mit der linken Hand und winde aus Milliarden glitzernder Weltfunken einen Kranz für mein Haar.“ Da schlossen sich die sonnen-trunkenen Augen und der glitzernde Weltfunken ihres Geistes erlosch. Und wir wissen nicht, sollen wir die knöchernen Schicksalshand anklagen, die so jäh in ein zukendes, schwellendes Leben hineingriff, oder sollen wir Clara Müller zu „Fortunas Favoriten“ zählen, deren schmerzlos raschen Tod Heinrich Heine so brennend beneidete.

Die feurige Freiheitsdichterin Clara Müller stammte aus einem protestantischen Pfarrhause, dessen Schirm und Behagen sie freilich nicht lange genöß. Der Dreizehnjährigen starb der Vater, und die magere Witwenpension zwang das blutjunge Mädchen, den Kampf ums Leben aufzunehmen. Freilich, auch wenn Clara Müller nicht den Doppelschlag des Proletariats und Frauenloses kennen gelernt hätte: als Genießerin und Dichterin des philistrischen Genügens könnten wir sie uns niemals vorstellen. Dazu steckte zuviel geistige Masse in ihr, ein Erbteil ihres Vaters, der, obwohl pommerischer Landpastor, doch sicherlich kein Mensch gewöhnlichen Schlags gewesen war. In ihrer dichterischen Lebensbeichte: „Ich bekenne,“ schildert Clara Müller mit prächtiger Anschaulichkeit, wie ihr Vater Studiosus der Gottesgelahrtheit geworden. Dazu schien ihn das Schicksal zunächst gar nicht auszuweichen zu haben, denn bis zur Konfirmation besuchte er nur die kümmerliche Dorfschule und bis zum achtzehnten Jahre ging er seinem Vater, der Schäfer war, mit Schafeshüten und Strümpfestricken zur Hand. Aber den Achtzehnjährigen packte es plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt: er wollte auf die „hohe Schule“, um Lehrer zu werden. Mit einer Handvoll geliebener Taler in der Tasche zog er in die Stadt, überzeugte ein ertauntes Lehrerkollegium vom Ernst seines Lernwillens und setzte sich, schon ein junger Hüner, unter die fuchenden kleinen Sextaner. Als er nach sechs Jahren das Abiturientenexamen glänzend bestanden, hatte er sich das neue, höhere Lebensziel gesteckt, Pfarrer zu werden. Damit schien es freilich gute Weile zu haben, denn der junge Theologiebesessene beteiligte sich an den burschenschaftlichen Umtrieben und wanderte als politischer Verbrecher nach der Festung Rügenwalde. Aber schließlich, nach dreizehn Jahren des Studiums und der Hauslehrerschaft, erhielt er doch eine bescheidene Diakonie, die ihm erlaubte, die Tochter des Superintendenten zu heiraten. Und als das rote Jahre 1848 kam, setzten es die Bauern jenes Nachbarorfes, in dem Clara Müller am 5. Februar 1861 geboren werden sollte, durch,

daß das steifnackige Bauernkind trotz vorheriger zweimaliger Nichtbestätigung nun doch ihr Pastor wurde.

Der Rebellentrotz einer kräftigen, eigenwüchsigem Natur lag so der späteren Dichterin der „Roten Kreissen“ im Blute, und auch die Erziehung trug dazu bei, aus dem begabten Kinde nicht den farblosen Gattungsbegriff Pfarrerstochter werden zu lassen, sondern eine festgeprägte Persönlichkeit. Denn Clara durfte sich nicht nur im tollenden Spiele zu den Knaben gesellen, die der Pastor als Pensionäre in die Anfänge der Wissenschaft einweihen sollte, sondern auch als Studiengefährtin. Und merkwürdig: das schwächliche Mädchen erlernte nicht nur die Sprache des alten Roms viel leichter als die Knaben, sondern es sog auch aus der Geschichte Roms republikanischen Bürgerstolz und Haß gegen alle Tyrannei.

Und was in diesen Regungen einer frühreifen Kinderseele nur dunkler Instinkt, das läuterte sich zum reinsten Gefühl und zu vollster Bewußtheit durch vieljährige Lebenserfahrungen. Die erschütternden Eindrücke, die Clara Müller bei ihrem Einblick in das soziale Leben empfing, die aufrüttelnden seelischen Kämpfe, die das Weib in ihr erlebte, wurden ihr zur Schule des Sozialismus, gewannen ihr eine durch und durch moderne Weltanschauung.

Als Claras Vater plötzlich starb, blieb ihrer Mutter eine Witwenpension von 113 Talern. Da hieß es für die eben erst Konfirmierte, sich nach einem Broterwerb umtun. Ein Jahr lang versuchte sie es mit Stunden geben in dem kleinen pommerischen Städtchen Belgard, dann zog sie es nach Berlin, der Reichshauptstadt, die auch ihr den Inbegriff alles Glänzenden, Strahlenden bedeutete und als Erfüllung aller Zukunftshoffnungen erschien. Aber wie rasch sich auch die Sechzehnjährige in dem ihr so fremden Getriebe zurecht fand und so rüstig sie — als Kontoristin — bei der Arbeit zugriff, so unbarmherzig wies ihr die Weite Leben die Zähne. Sie lernte es kosten, was es heißt, für erbärmlichen Lohn eine endlose Zeit hindurch fronen, sich in monotoner Qual müde und nervös arbeiten zu müssen, während das junge Blut nach Glück und Freiheit schreit. Sie lernte als Auflehnung dagegen den unbändigen Drang gutmütig-leichtfertiger Leidensgefährten verstehen, sich wenigstens zu amüsieren, dem tristen Dasein an Augenblicksvergünstigungen abzugewinnen, was sich ihm abzugewinnen läßt. Sie sah es mit an, wie warmherziges Vertrauen das Opfer brutaler Genugtuers des geldprohigen Unternehmers wird, dem es ganz selbstverständlich dünkt, daß jedes ihm gefallende Ausbeutungsobjekt auch sein Lustobjekt wird. Sie empfand nicht nur am eigenen Leibe die ängstlich gehetzte Misere des kaufmännischen Proletariats, sondern gewann auch tiefen Einblick in die empörenden und entwürdigenden Lebensverhältnisse der Handarbeiterklasse. Ja selbst für das Lumpenproletariat, selbst für das Los der herabgekommenen käuflichen Dirne reate sich ihr ahnungsvolles Mitleid.

Ueberarbeitet, krank kehrt Clara Müller wieder zur Mutter in das pommerische Nest zurück. Und nun offenbart sich ihr das Elend und die Schmach des Frauenlozes pfahlbürgerlicher Kreise. Sie sieht, wie das Mädchen nur auf den Männerfang dressiert wird, wie es sich glücklich preisen muß, wenn es schließlich zur Frau begehrt wird! Da ist aus einer Freundin, einem alternden, blassen Mädchen, die duldsame blaße Frau eines Geistlichen geworden. Das erste Kindchen ist ihr gestorben, sie hat zweimal Fehlgeburten gehabt, die sie schwach und kränklich gemacht haben. Trotzdem möchte ihr Mann so gern einen Sohn haben. Und er will mehr: Befriedigung seiner starken Sinnentriebe. „Eine Befriedigung, die er als Geistlicher

außerhalb der geordneten Bahnen nicht suchen durfte, und die er nun suchte bei dem blassen Weibe, das sich zitternd vor seiner Gier in die entferntesten Ecken der elterlichen Wohnung flüchtete." So oder ähnlich stellt es sich ihr häufig dar, das Glück der bürgerlichen Ehe! Und die Mädchen, die nicht geheiratet werden, die geduldig ausharren müssen? In ihrem Bekennnisbuche gibt die Dichterin die offene Antwort: „Jahre und Jahre! . . . In der Dede dieser Jahre ist viel in mir zertreten worden. Ich begann die Gesellschaft zu hassen um der Fesseln willen, die sie mir um die starken Arme schlug. Ich sah unser Dienstmädel nach vollbrachtem Tagwerk mit strahlendem Gesicht an den Gartenzaun schleichen, wo ihr Schatz auf sie wartete — und ich sah nach des Tages schmerzlicher Last im Dämmerlicht und strich meiner Mutter das Bett glatt. Ich hätte nicht wagen dürfen, an den Strand hinauszugehen in die mondseindurchleuchtete Sommernacht: weil sich das für mich nicht schickte. Und fühlte dasselbe Blut an die Wadungen meiner Adern pochen und den gleichen Glanz in meinen Augen schlafen, der heiß und stürmisch den Mann umleuchtete, als dieser draußen am Stadet sein Mädel in die Arme schloß.“

Aus dem dürftigen mütterlichen Heim treibt Clara Müller die Not und der Drang des Lebens abermals und abermals hinaus in die Welt. Sie ißt das bittere Brot der Arbeit, sie schreibt und rechnet, macht Kerze und sticht Wäsche — und ringt sich dabei immer sieghafter zu unbekümmert freiem Menschentum und klarer sozialistischer Weltanschauung durch. Sie sucht und findet Anschluß an die Partei, zu der sie, ihrem innersten Wesen, ihrem tiefsten Wesen, ihrer ganzen Weltanschauung nach schon immer gehört. Ihre sozialen Gedichte wecken im Klassenbewußten Proletariat freudigen Widerhall, und immer volltöniger rauschen die Akkorde ihrer Freiheitsdichtung. Besonders an die Frauen wendet sie sich:

Den Haß, der die Nationen trennt,
soll eure Liebe überwinden,
wenn schwehlerlich die Hände sich
zum letzten, großen Kampfe finden.
Des Sturmjahrhunderts Morgenschein
soll eurer Rechte Sieg verkünden:
er ist müht ihr freie Menschen sein,
um freie Menschen zu gebären!

Den Frauen einen Segensgruß!
Aus alter Kindermärchen Klarheit
lacht hell in all den Sonnenglanz
das heilige Angeicht der Wahrheit.
Kein Traumglück mehr, kein Zehnjuchtslaut:
es gilt den Kampf! Auch euch, den Frauen,
und eure Kinder werden einst
der Freiheit Maitag feiernd schauen!

Und das Feuer heiligster Begeisterung loht in den Strophen:

Das ist der Geist, der um die Höhen kreist
und der die Tiefen füllt: der heilige Geist.

Kein hohles Ding, kein weichenloser Schein:
lebendig Feuer und unendlich Sein.

Er ist es, der im Lied des Dichters weht,
der in des Denkers Stirn zum Höchsten strebt.

Wer in der Fortsägung Tiefen sich versenkt
und die Gedanken ewiger Liebe denkt, —

und wer der Menschheit Lichts Wade weiß
aus Elends Nacht, ist Geist von reinem Geist.

Sein Odem weht, wo lauz das Kampfhorn klingt,
Wo heiß das Volk nach Recht und Freiheit ringt;

Sein Sturmwind kraut und seine Flamme loht,
wen er berührt, den rührt nicht Not und Tod.

Die letzte Kette schmilzt im Wetterschlag —
und Pfingsten kommt, der Völkerfeiertag.

Und über der erlösten Menschheit kreist
auf Taubenschwingen Licht der Weltengeist.

Der Dichterin war es nicht vergönnt, die 50. Wiederkehr ihres Geburtstages, der auf den 5. Februar 1911 fällt, zu begehen; seit länger als einem Jahrzehnt deckt sie die Erde. In Wilhelmshagen in der Mark liegt ihr Grab, am Abhang eines Hügel. Die Liebe des Gatten, des Malers Zahnte, hat die Stätte mit einem Granitblock geschmückt. Der Berliner Arbeiter, den es hinauszieht in Heide und Forst der märkischen Landschaft, wird am Grabe schmerzlich der tapferen Frau gedenken, die dem Proletariat Nieder voll männlichsten Kampf-



Die Frau des Fischers.

zornes, voll frohesten Zukunftsglaubens geschenkt. In diesen Dichtungen selbst, die jetzt im Vorwärtsverlag in einem reich ausgestatteten Sammelbande erschienen sind (Preis 4,50 Mk.), hat sich die Dichterin in dem Herzen deutscher Proletarier ein Monument errichtet, das dauernd sein wird, wie ihr granitenes Grabmal. —

Die Niederländer auf den Molukken.

Von H. Conrady.

(Schluß)

Ein Parteigänger Kalfalis, auf den der Rebellenführer unbegrenztes Vertrauen gesetzt hatte, war in Demmers Hände gefallen. Diesen Menschen machte man sich zum Werkzeug gefügig, indem man ihm zu Gemüte führte, daß er der Todesstrafe nur ent-

rinnen, sowie dann nicht allein Pardon, sondern obendrein eine klingende Belohnung erlangen könne, wenn er Mittel finde, um Kalfali in niederländische Hände zu spielen oder ihn zu ermorden. Er antwortete, daß es ihm ein Leichtes sei, Kalfali ums Leben zu bringen, da dieser ihn blindlings vertraue. Es wurde ihm also ein Suda-Lohn von 200 Realen zugesichert; wenn er die Tat vollbringe. Man setzte ihn bei Nacht in aller Heimlichkeit am Strande von Wawani ab. Er fand sich in Kalfalis Lager wieder ein, als ob er der Gefangenschaft entsprungen sei, und nach ein paar Tagen war der Verräter so weit seine Absichten ins Werk zu setzen. In der Nacht vom 16. zum 17. August 1643 ermordete er den ahnungslos schlafenden Kalfali mit drei Stichen in Kopf und Brust. Der fliehende Mörder wurde von Kalfalis Genossen verfolgt, aber von dem am Strande seiner harrenden Niederländern zu Schiff vor der Nache geborgen.

Die Beseitigung Kalfalis hatte nicht die erhoffte Wirkung, den Aufstand zum Erlöschen zu bringen. Der Kampf zog sich noch Jahre lang hin, obwohl Demmer auf immer neue höllische Einfälle kam, um den Widerstand zu brechen. So bestimmte er die Todesstrafe für jeden Einwohner von Situ, der auch bloß den Verdacht auf sich lud, mit den „Verschwörern“ zu halten, und er konstatiert in seinen Berichten, daß die Garnisonen auf der Küste von Situ sich danach richteten. Zahllose Unschuldige wurden derart abgeschlachtet; die eingebrachten Köpfe waren so zahlreich, daß Demmer voll Befriedigung hervorbrachte: „Wenn das so fortgeht, wird bald eine gehörige Säuberung eintreten.“ Der Mittelpunkt des Widerstandes war die starke Gebirgsfeste Capaha. Demmer zog im April 1644 mit beträchtlicher Macht dagegen, vermochte sie aber nicht einzunehmen. Er mußte sich damit begnügen, sie einzuschließen und rundum alles systematisch zu verwüsten. Das geschah denn auch alltäglich, von früh bis zum Abend. Nichts wurde gespart, die wertvollen Gaine völlig vernichtet. In 12 bis 15 Jahren werden wir in diesen Strecken nicht viel Sago, Nellen und Kokosnüsse zu erwarten haben.“ Trotz alledem hielt sich die tapfere Schar in Capaha jahrelang, und Verräterei gehörte dazu, um ihr Unterliegen herbeizuführen. Im Juli 1646 fand sich ein gefangener Eingeborener, der niedrig geaugt gesinnt war, sich erbötig zu machen, die Truppen auf einem geheimen Pfade nach der Feste zu führen, so daß ein Ueberfall leicht sei. In aller Stille wurde das Unternehmen vorbereitet und in der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1646 ins Werk gesetzt. Die Verheißungen des Führers bestätigten sich. Der Einlaß war offen und unbewacht, alles lag in tiefem Schlafe. Als aber nur er die Spitze die Festung erreicht hatte, trat eine alte Frau aus einem Haus und schlug beim Anblick der niederländischen Soldateska Alarm. Unter den Aufgeschreckten brach eine Panik aus, so daß sie nicht bemerkten, daß die wenigen erst Herangekommenen leicht zurückgeworfen werden konnten. Vielmehr ergriff alles blindlings die Flucht, und da der einzige gangbare Weg zur Festung besetzt war, so stürzten sich die Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, in ihrer Todesangst die 40 bis 50 Fuß hohe Felswand hinunter, auf der die Festung stand. Dabei kamen die meisten zum Tode, viele aber lagen, während oben die Sieger sich in die Beute teilten, mit zerschmetterten Gliedmaßen in den Abhängen und erfüllten die Luft mit ihrem Jammergeschrei. Mit diesen Schreckensszenen trat die Kirchhofstraße ein. Aller Widerstand war erloschen, als Demmer im Jahre 1647 das Gouvernament an seinen Nachfolger Arnold de Blaming übergab. De Blaming sah seine Aufgabe nicht allein darin, den Schleich-

1.25
1.75
2.00
3.50

Handel zu verhindern, sondern auch die Produktion von Gewürzen bedeutend zu vermindern. Die Kompanie wollte die Gewürzpreise unbedingt auf einer bestimmten Höhe sehen. Das war nur möglich, wenn sie mit dem Angebot zurückhielt. Die Inseln erzeugten weit mehr Gewürze, als die Kompanie bei ihrer Preispolitik gebraucht. Alles aber, was geerntet wurde, sollte an die Kompanie geliefert werden. Damit also die Menge beschränkt werde, mußte entweder ein Teil der Ernte vernichtet werden, obwohl die Eingeborenen Bezahlung dafür erhielten, oder aber — und darauf kamen die Pläne der Kompanie in letzter Linie hinaus — alles Ueberflüssige an Nelkenwäldern mußte vernichtet, nur an ein paar leicht kontrollierbaren Punkten der Nelkenanbau betrieben werden. Als solche wählte man Bettimor (Süden von Amboina) und einige angrenzende Eilande ins Auge. Ueberall sonst sollten die Nelkenwälder nach und nach ausgerottet werden. Wenn möglich sollten die Besitzer dazu ihre Einwilligung geben. Wenn diese aber nicht erhältlich war, so spekulierte man darauf, eine Empörung hervorzurufen, damit man einen Vorwand für das Zer-

sich Unruhe geltend, und es kam auf Ternate bereits zu einer Rebellion. Diese kam der indischen Regierung nun sehr gelegen, weil sie einen Vorwand zur Ausrottung der Wälder in den beteiligten Gegenden gab. Wie aber die Blaming daran ging, in Ternate und Matjan die Rebellion niederzuwerfen und zu bestrafen, kam ihm die Stobspost zu, daß auch auf Amboina und Gvamoehel der Aufstand ausgebrochen sei. Dahin eilte er nun schleunigst. Die Ursache der Bewegung lag offen zu Tage. Die Erklärung der Bewohner lautete nach einem Bericht der indischen Regierung an die Siebzehner, daß sie nicht Christen werden, nicht ihre Nelkenwälder, ihre angestammten Rechte und ihre Freiheiten verlieren wollen." Am schlimmsten war die Lage auf Gvamoehel, wo die Niederländischen in überraschendem Angriff der Kompanie schwere Verluste zugefügt hatten. De Blaming bewußtete, auf dem Schauplatz der Rebellion in der Nachbarschaft von Amboina eingetroffen, zunächst die kleineren Inseln planmäßig. In der Westküste von Gvamoehel zerstörte ein Unterbefehlshaber de Blaming's von Ende Juli ab in sechs Wochen gegen 150 000 Nelkenbäume;



Landstraße im Winter.
Nach einem Gemälde von A. Kaufmann.

störungs-
werk be-
komme. Si-
nen solchen
teuflichen Blau
gegen die Cri-
stengrundlage der
Insel-Bevölkerung
ins Werk zu setzen,
war de Blaming wie
geschaffen. Er erscheint als
der schlimmste unter den nieder-
ländischen Unterdrückern, die die
Molukken mit Hilfe von Feuer und
Schwert aus einem Paradies zu einer Hölle
auf Erden machten. Er war von erbarmungsloser
Grausamkeit und gleichzeitig von der größten Frömmigkeit.
Vofemeyer erklärt ihn für schlimmer, als den Henker
der Niederlande, als Herzog Alba, und in der That
sieht de Blaming mindestens in keiner Weise hinter
dem berücksichtigten spanischen Blutmenschen zurück. Im Mai 1650 rückte
er vor einer Versammlung von Drangafajas, d. h. Eingeborenenhäuptlingen,
des niederländischen Gebietes mit seinen menschenfreundlichen Ideen zuerst
heraus. Er erklärte, daß die ganze Welt, nur 1500 Bar Nelken verzehren
könne, während die Lande 2500 Bar lieferten, so daß 1000 Bar in
die See geworfen oder verbrannt werden müßten. Den Drangafajas
wollte de Blaming's Vogil nicht einleuchten. Sie erklärten, wenn die
Kompanie nicht alle Nelken gebrauchen könne, weil die ganze Welt, nicht
sowiel zu verzehren imstande sei, dann sei es nach den Verträgen recht
und billig, daß ihnen zustehe, was die Kompanie nicht wolle, ander-
weitig zu verkaufen; sonst müsse die Kompanie auch fernerhin die
Nelken zum herkömmlichen Preis nehmen. De Blaming glaubte zwar
noch, in Frieden zum Ziel zu gelangen. Aber auf den Inseln machte

man hatte
es in die-
sen Gegen-
den bald so-
weit gebracht,
daß die indische
Regierung den
Siebzehnern die er-
freuliche Mitteil-
ung machte: „Die Feinde haben
nur noch Nelken um Errang,
in der Bucht Laäla und dort
landeinwärts nach Genetela und
Baiputi, welche wir mit Gottes Gnade
alle ausrotten. Haben wir erst die Rebellen
zu armen Bettlern und Bagabunden gemacht, so
wird dies der Kompanie zu großem Vorteil gereichen.
Wegen Ternate und Matjan brauche ich nicht be-
kümmert zu sein, diese Revolte wird zum Besten der
Kompanie ausfallen.“ In diesen Gegenden wurde
1652 wieder tüchtig gehaust, so daß demnächst berichtet werden konnte,
daß auf der Ostseite von Gvamoehel außer einem Punkte keine Nelken
mehr zu finden seien. Auch sonst machte das Unterwerfungswerk in diesen
Gegenden bedeutende Fortschritte. Mehrere Hauptstellungen der Eingeborenen
wurden genommen und im September 1652 hielt de Blaming
den richtigen Augenblick für gekommen, um in einigen Plätzen auf Gvamoehel
ein Strafgericht abzuhalten, das dann an familiärer Grausamkeit nichts zu
wünschen übrig ließ. Im September berichtet er darüber
an die indische Regierung, daß er von 28 Personen, die in Mufatelo ge-
fangen worden, „um ein abschreckendes Beispiel zu geben“, 25
in Gila und Situlama hat hinhrichten lassen. „4 Drangafajas wurde
die Zunge aus dem Halse geschnitten, dann wurden sie gerädert.
3 andere Drangafajas wurden geflügelt und mit brennenden Kerzen

fe
di
de
er
ni
E
f
de
w

de
H
ic
ar
ir
ar
m

ge

gepeinigt, die übrigen auf die Schiffe gebracht und von den Soldaten mit Stöcken und Säuern oder Straßpfeilen getölet. Ein anderer Orangkaja wurde gerädert, nachdem ihm die rechte Hand abgehakt war. Andere weniger Schuldige wurden gegeißelt und gebrandmarkt. 50 Verdächtige beabsichtige ich noch mit dem Tode und weniger Verdächtige mit Sklaverei zu strafen.“

Das Jahr 1653 brachte neue Einrichtungen, neue Weheleien, neue Verwüstungen, im herkömmlichen Stil. Nun wurde auf Gifu (Nordamboina), das man durch Anlage von drei Forts völlig zu sichern strebte, das Werk der gänzlichen Ausrottung aller Bäume eingeleitet. Die Regierung berichtet über de Blaming's Absichten mit Gifu an die Siebzehner, es sei ihm nützlich erschienen, alle fruchttragenden Bäume, wie Kokospalmen und Sagobäume, zu vernichten, damit keine Lebensmittel auf Gifu gefunden werden. „Und weil es zweifelhaft ist, daß die Eingeborenen geduldig das Joch der Kompagnie tragen werden, hat de Blaming alle Nelfenhaine aufnehmen lassen, mit dem Vorhaben, eine neue Anpflanzung danach zu regeln, in Wahrheit aber, um genau die Plage fernem zu lernen, wo sie ihre Nelfenhaine haben, wovon wir bisher wenig Kenntnis hatten. Es ist dies eine Vorbereitung, wenn wir auf Gifu ausrotten wollen, sobald sich herausstellt, daß Leitimor (Südamboina) soviel Nelfen hervorbringt, wie die bekannte Welt verzehren kann.“ Die Ausrottung erfolgte zur nämlichen Zeit bereits auf den Inseln Mau, Motir und Watjan, sowie auf Ternate. Das nächste Jahr, 1654, brachte den Fortgang der Nordbrennerei, die übrigens, wie üblich, mit eifriger Befehrungsarbeit verbunden wurde: de Blaming ließ fleißig predigen und taufen, wie er denn immer gleich eifrig Gott und dem Mammon diene. Das Jahr 1655 brachte die Ausrottung der Nelfenwälder auf der Insel Makjan, dessen Einwohner sich hartnäckig geweigert hatten, „freiwillig“ die Vernichtung ihrer Lebensgrundlage zuzugeben, aber auch keinen Vorwand zur Gewalt geboten hatten. Sie sahen nun aber schließlich, wie die indische Regierung im Dezember 1655 nach Holland berichtete, ein, daß sie „willig oder mit Gewalt“ ihre Nelfenhaine verlieren müßten. Da sie bei weiterer Widerständigkeit keinen Silber Entschädigung erhalten haben würden, so zogen sie vor, freiwillig der Exortipation zuzustimmen. Sie mußten sich dann selber blutenden Herzens daran machen, ihren wertvollsten Besitz zu zerstören, und bald waren 58 000 Bäume vernichtet. Inzwischen hatte auf Sobamohel Sustard alles fortgeführt, was noch existiert hatte, und nun gab es außer dem engen Bereich, wo die Niederländer auch hinfort Nelfen haben wollten, auf Leitimor und den Uliassern, Nelfen bloß noch in Tidore, mit dessen Bevölkerung anzubinden, de Blaming bisher noch keinen Vorwand gefunden hatte.

Während diese Sache noch unerledigt blieb, machte de Blaming dagegen noch im Jahre 1655 ein Ende mit den Hauptrebelln, vor allem mit dem Häuptling Saidi, der den bewaffneten Widerstand der letzten Jahre geleitet hatte und nun in der Feste Mjahuhi auf Sobamohel sich noch immer behauptete. Ende Juli 1655 rückte sich de Blaming stark genug, den Sturm auf Mjahuhi zu wagen. In der Frühe des 29., der Mond stand noch am Himmel, marschierten die Sturmkolonnen an der Küste auf. Ehe zum Angreifen geschritten wurde, rief de Blaming, wie er zu tun pflegte, den Segen Gottes auf sein christliches Beginnen herab. Er beanspruchte den göttlichen Beistand, weil die Niederländer ausgezogen seien wider Gotteskneger und Heiden und ihre Handlungswerte rechtfertigen sei. Nachdem er dann noch die Leute zum Göttertrauen ermahnt hatte, konnte die Vordarbeit beginnen. Nach ein Strohheber, dann hürmten die weißen Schwärme de Blaming's der Festung

zu. Die Eingeborenen waren durch lange Entbehrungen zu sehr geschwächt, um den Stürmen den lange Widerstand leisten zu können. Einige 50—60 wurden niedergemacht, andere gefangen. Die Mehrzahl aber rettete sich durch die Flucht auf den Berg Kalite, wo Saidi unter ihnen war. Diesen gefährdeten Führer unschädlich zu machen, war nun de Blaming's eifrigstes Streben. Der fromme Mann schreckte, wie gewöhnlich, vor nichts zurück, um sein Ziel zu erreichen. Es war ihm gelungen, unter den Gefangenen einen Verräter zu dinge, einen Priester von Kelang. Dieser übernahm die Führung nach der Höhe von Kalite. Die Absicht war, das Lager der Eingeborenen zu überfallen und sich vor allem Saidis zu bemächtigen. In der Nacht zum 5. August 1655 marschierten einige hundert Weiße unter de Blaming's persönlicher Teilnahme auf schwierigen Gebirgspfaden dem Ziele zu. Sie gelangten hin, ohne bemerkt worden zu sein. Es geriet erst alles in wilde Bewegung, als die Weißen schon ins Lager eindringen. Der verräterische Priester eilte unter dem ersten dem Zelt Saidis zu, fand diesen aber schon auf den Beinen und wurde im Ringkampf von ihm zu Boden geworfen. Ein nachfolgender Weißer ver-

eine Galgenfrist. Am 18. August überfiel de Blaming die Flüchtlinge bei Bisabeta und richtete eine gräßliche Mezelei unter ihnen an. Von 600 Personen wurden mehr als die Hälfte getölet, die übrigen ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Diesem Blutbad folgte auf dem Fuß die allgemeine Unterwerfung, und es präsidierte die indische Regierung in ihrem Bericht an die Siebzehner das Matasser von Bisabeta mit den Worten: „Gott der Herr sei für diesen herrlichen Sieg in alle Ewigkeit gedankt.“

Als de Blaming seine Tätigkeit auf den Molukken abschloß (Mai 1656), hatte er seine Zerstörungsarbeit so gründlich verrichtet, daß er bereits ernstlich daran denken mußte, auf den Gebieten, die nun allein dem Nelfenbau dienen sollten, Bäume anzupflanzen, damit ein genügendes Quantum Nelfen gewonnen werde. 10 000 neue Nelfenbäume wurden auf Leitimor kurz vor und direkt nach seiner Abreise gesetzt. Gleichzeitig aber hielt man ständig nach einer Gelegenheit Ausschau, die letzten Bäume zu vernichten, die es außerhalb des unmittelbaren Herrschaftsbereiches der Kompagnie noch gab, die Nelfenbäume auf Tidore. Schon das nächste Jahr nach de Blaming's Abgang brachte den günstigen Augenblick, wo man Streitigkeiten unter den Tidorer Eingeborenen um die Nachfolge in der Häuptlingswürde zur Einmischung und weiter dazu gebrauchte, mit Hilfe der niederländischen Partei die Bäume der Gegenpartei zu vernichten. Die indische Regierung berichtet Anfang 1658 mit großer Befriedigung an die Siebzehner: „Nun wurden zuerst die Nelfenbäume der Gegenpartei umgehauen, und danach gegen eine jährliche Vergütung von 3000 Realen (9000 Gulden) mußte auch unser Günstling Golosino bewilligen, die Nelfenhaine der eigenen Strecken zu vernichten. Jetzt werden auf der ganzen Welt keine Nelfen mehr gefunden als in den Ländern von Gueer Edele.“ Damit war das wirtschaftspolitische Endziel erreicht, das die Niederländisch-Ostindische Kompagnie auf den Gewürzinseln im Auge gehabt hatte: die niederländische Kapitalistengruppe hatte das Monopol und bereicherte sich an den Monopolpreisen, während der Rest der molukfischen Bevölkerung, der noch Gewürze produzierte, auf elendeste dahingebeugte und sich bloß von Sago nähren konnte. Was darüber ging, war nach Meinung der Kompagnie vom Nebel. Die Molukken im ganzen aber waren aus einem lachenden Wohlstand glücklichlicher Menschen zu einer Stätte des Unglücks geworden — alles den Dividenden der Kompagnie zu liebe. Die räuberische und mörderische Politik dieser Kapitalistenclique erscheint uns so widerwärtiger, als sie immer wieder mit der brutalsten Gabel die gottseligste Frömmigkeit paarte, wie wenn sie alles um Christi willen täte. Zahlreiche Stellen in den Berichten, die Hofmeyer mitteilt, tun das dar. Ganz besonders drastisch erscheint diese Sorte Christentum, die gleichzeitig Gott dient und dem Mammon, in einem Bericht des Gouverneurs Bogarde aus dem Jahre 1652. Da heißt es, nachdem von der Vernichtung der Nelfenbäume auf Makjan die Rede gewesen ist: „Wir hoffen, daß alles, was wir ausführen, dazu diene, den Namen des Herrn auszubreiten und das Lob und die Prosperität der generalen Kompagnie zu vermehren. Dazu gebe der Allmächtige seinen Segen, Amen.“ Es ist ja nun bis auf den heutigen Tag so, daß unter den Vorwänden kolonialer Ausbeutungspolitik die Beglückung der blinden Heiden mit den Segnungen des Christentums eine große Rolle spielt. Aber kaum wieder hat es ein so klassisches Beispiel gegeben von unermitteltem Widerstand zwischen frommen Worten und höllischen Taten, wie bei den niederländischen Helfern der Molukken.

Verheißung.

Gib mir die Hand und laß Dich leiten,
Ich führe Dich zu einem hohen Ziel,
Wo uns des Tages flücht'ge Nichtigkeiten
Nichts sind als Schaum an eines Schiffes Kiel.

Vertraue mir. Ich weiß den Weg zu finden
Zu eines großen Glückes Sonnenland.
Da wollen wir der Schönheit Kränze winden
Mit unsrer Liebe rosenfarbnem Band.

Da woll'n wir wandeln unter Birkenbäumen,
Wenn lau der Frühwind durch die Zweige schwillt,
Wenn rot im Ofen sich die Wolken säumen
Und Sonnenbahnen alle Welt erfüllt.

Im Licht des Tages soll die Sichel rauschen,
Im Garbenfeld, das unsre Arbeit lohnt,
Am Herde will ich Weinen Liedern lauschen
Und durch das Fenster schaut der stille Mond.

Es gibt ein Lied, das weiß kein Mensch zu singen,
Doch schläft's und träumt's in jedes Menschen Brust;
Und will es unsern Lippen sich entringen,
Ist es ein Jauchzen höchster Erdenlust.

August Winzig.

setzte dem Häuptling eine schwere Säbelwunde am Bein. Den gestürzten Gegner begannen die eingedrungenen Soldaten unverzüglich auszuplündern; dabei wurde ihm, um rascher an einen Ring zu kommen, ein Finger abgeschnitten. Derweil näherte sich de Blaming und vor ihm wurde nun der Schwerverwundete niedergelegt. Wenn eine Spur von menschlichem Gefühl in dem niederländischen Führer gewesen wäre, so hätte der Anblick ihn zu Mitleid bewegen müssen. In de Blaming aber wurde nur wilde Rachsucht wahrgenommen. Einem Soldaten riß er den Speer aus der Hand und stieß ihn dem überwundenen Feind dreimal in den Mund, wobei er dem unglücklichen Freiheitskämpfer noch höhnische Worte zurief. Nur einen Blick der tiefsten Verachtung warf Saidi auf den Teufel in Menschengestalt. Er gab auch keinen Laut von sich, als de Blaming ihn noch weiter peinigte. Die Hintersarbeit wurde dann von den Soldaten fortgesetzt und vollendet. Sie räderten den Hermiten langsam von unten auf und warfen schließlich den kopfloßen Leichnam in den Abgrund. Ueber dem Wetteifer, Saidis habhaft zu werden, war die Masse der Lagerinsassen zunächst entsommen. Aber es wurde ihnen nur

1.25
1.75
2.00
3.50

Niß Ipsen von Bombell.

Erzählung von E. G. Seeliger.

(Fortsetzung.)

Die Engländer gönnten Jan Smieders wirklich ein kleines Fleckchen auf ihrem Friedhofe, und die Haifische sahen sich um einen guten Biß zu betrogen. Der neue Kapitän, der knapp fünfzig Jahre alt war, brachte die „Flynkflatje“ glücklich nach Amsterdam; und der Kaufmann, dem Ladung und Schiff gehörten, freute sich so sehr darüber, daß er Niß Ipsen sieben gute holländische Dukaten daraufgab und ihn sofort wieder nach Batavia schickte.

Niß Ipsen hatte gar keine Zeit gefunden, an seine Greta zu schreiben, die schon sechs Jahre in Bombill auf seine Rückkehr wartete. Aber das nächste Mal wollte er es gewiß nicht auf die lange Bank schieben. Dann hatte er vielleicht schon so viel gespart, daß es für einen Hof in der Marsch langte. Diesmal wagten sich die Piraten nicht an die „Flynkflatje“ heran, denn Niß Ipsen hatte ihr auf jede Seite vierundzwanzig Stückpforten aufmalen lassen. Da meinten denn die Piraten, es sei ein Kriegsschiff und ließen die Finger davon. Als Niß in Batavia an Land stieg, mußte er wieder an seine Greta denken. Daß sie ihm treu geblieben war, daran zweifelte er auch nicht einen Augenblick. Aber sie würde sich gewiß sorgen, daß er so lange wegblieb. Und er nahm sich fest vor, ihr sofort einen Brief zu schreiben, wenn er wieder in Amsterdam sein würde. Doch das sollte noch gute Weile haben. —

Der Gouverneur von Batavia ging nämlich an demselben Tage am Strande spazieren und hatte schwere Sorgen. Die Piraterie nahm tagtäglich mehr überhand, und er sann heftig nach, wie dieser Plage wohl am besten abzuhelfen sei. Da fiel sein Blick auf die „Flynkflatje“; aber er kannte sie nicht wieder. Ein Kriegsschiff auf der Meede von Batavia, ohne daß es ihm gemeldet worden wäre! Das war stark! Er zählte die Stückpforten.

„Achtundvierzig Geschütze!“ dachte er bei sich. Das ist ja genug, um ganz Batavia in zwei Stunden in Grund und Boden zu schießen!

Da kam Niß Ipsen vorbei, der an Bord wollte und piff sich eins.

„Hör mal, mein Jung!“ sagte der alte Gouverneur zu ihm und wies mit dem Krückstock auf die „Flynkflatje“. „Kannst Du mir nicht sagen, was das für ein Kriegsschiff ist?“

„Nein!“ lachte Niß Ipsen übers ganze Gesicht. „Aber was das für ein Handelschiff ist, weiß ich ganz genau. Das ist mein Schiff!“

„Aber wozu dann die vier Duzend Kanonen?“ rief der Gouverneur erstaunt.

„Gegen die Piraten!“ erklärte Niß Ipsen und schmunzelte.

„Da könnt Ihr doch nur halbe Ladung nehmen.“

„Düßt uns gar nicht ein!“ lachte Niß Ipsen ganz respektlos. „Unsere Kanonen nehmen keinen Platz weg und sind nicht schwerer als eine Mütze mit fünfzig Pfund Farbe.“

Eine ganze Zeit war der Gouverneur vor Staunen sprachlos und schaute abwechselnd auf die „Flynkflatje“ und ihren Kapitän.

„Das ist ein sehr guter Einfall!“ sagte er endlich.

„Ja!“ lachte Niß Ipsen. „Einer muß doch mal den Anfang machen!“

„Er ist wert,“ rief der Gouverneur bewundernd, „in den Dienst der Kompagnie zu treten.“

„Wenn die Feuer gut ist,“ sagte Niß Ipsen, „der wieder an den Hof in der West denken mußte, dann bin ich dabei.“

„Er soll sich nicht zu beklagen haben!“ sprach der Gouverneur und reichte ihm die Hand. „Er bleibt auf der „Flynkflatje“ als Kapitänleutnant.“

Ich werde die Brigg für die Kompagnie kaufen. Und dann wollen wir die „Flynkflatje“ richtig armieren, nicht nur mit dem Pinsel! Dann jängt Er mir die Seeräuber weg und knüpft sie gleich an Ort und Stelle an die Rahen auf! Daß Er mir das Gejindel nicht wieder hierher bringt! Hat Er mich verstanden?“

Niß Ipsen, der keinen Sinn für das Militärische hatte, nickte nur mit dem Kopfe und behielt die Hände in den Taschen.

„Meinen Schneider schicke ich Ihm noch heute an Bord, und morgen abend ist Er bei mir zum Essen eingeladen!“

Damit hob der Gouverneur seinen Krückstock und ging mit würdevollen Schritten nach Batavia zurück.

Niß Ipsen, der neue Kapitänleutnant, ließ sich an Bord der „Flynkflatje“ setzen und war nun fest entschlossen, einen Hof in der Marsch zu kaufen.

Nach einer Stunde kam der Schneider des Gouverneurs an Bord, fuhr mit seiner Meßschnur um den langen Niß herum und schickte schon am nächsten Mittag eine Uniform an Bord, die so prächtig mit dicken, goldenen Schnüren ausgestattet war, daß sich Niß Ipsen darin wie ein Papagei vorkam. Bei dem Gouverneursessen aber lernte er, sich über seinen Kock zu trösten; denn da sah er Leute, deren Kleidung so von Gold- und Silberstickereien strotzte, daß sie aussahen wie die Fahrmarktsaffen.

Acht Tage danach stach Niß Ipsen wieder mit der „Flynkflatje“ in die Sundasee. Das erste, was er tat, als er Batavia außer Sicht hatte, war, daß er sich den Papageienrock auszog und in seinen alten, leinernen Kittel froch.

Wie ein weißes, unschuldiges Lämmlein sah die Brigg aus. Die schwarzen drohenden Stückpforten waren verschwunden, und zwei breite, himmelblaue Bänder umzogen friedlich und freundlich den ganzen Schiffsrumpf. Mehr als vier Mann ließ Niß nicht an Deck; einer am Ruder, einer in der Mars, einer auf der Back und einer an der Zwischendeckstreppe. Dadurch bekam das Schiff ein Ansehen, als ob es ein schüchternes Handelsfahrzeug sei.

Und es dauerte keine drei Tage, so froch der erste Pirat auf den Leim. Der Mann im Mars meldete ein Segel voraus zwei Strich Steuerbord; der Mann auf der Back bestätigte nach zehn Minuten die Meldung; der Mann am Ruder drehte auf Befehl des Kapitäns das Rad, damit die „Flynkflatje“ nicht allzu weit abließ; und der Mann an der Zwischendeckstreppe schrie nach unten: „Aufgepaßt!“

Dann blieb alles still, bis der Pirat auf zwanzig Ellen nahegekommen war. Da drüben wimmelte es Kopf an Kopf, sie fletschten die roten Zähne, als sollte es der guten „Flynkflatje“ ans Leben gehen.

„Achtung!“ kommandierte Niß Ipsen.

„Eins! Da sprangen plötzlich in den beiden unschuldigen blauen Bändern achtundvierzig Stückpforten auf.“

„Zwei!“ Die zwei Duzend Vierundzwanzigpfünder des Steuerbords schoben mit einem Ruck ihr Maul durch die Pforten.

„Drei!“ Schon waren sie ausgerichtet, was wenig Zeit in Anspruch nahm, da das Ziel bereits auf zehn Ellen nahegekommen war.

„Feuer!“ Nun spieen die vierundzwanzig Mäuler gleichzeitig ihre Ladung hinüber; die oberen zwölf Kartätschen, die unteren zwölf vierundzwanzigpfündige Stückfugeln. Die Kartätschen legten wie zwölf Riesenhäsen über das Deck, die Stückfugeln bohren sich dem Piratenschiff in den Bauch.

Es legte sich auf die Seite und sank sechs Ellen von der „Flynkflatje“ entfernt; nur drei Piraten konnte man auffischen. Niß Ipsen ließ sie sofort an die Großrah ausknüpfen, und zwar an einem Tauende, da brauchten sie nicht so lange zu zappeln. Keiner blieb übrig, um das Geheimnis der „Flynkflatje“ zu verraten. Denn die sperzte ihre achtundvierzig Stückpforten zu und sah bald wieder aus wie ein weißes, unschuldiges Lämmchen mit zwei blauen Bändern. Nur die drei Piraten an der Großrah wollten nicht dazu passen. Da ließ sie Niß Ipsen abschneiden und sie plumpften ganz von selbst ins Meer.

Es verging keine Woche, wo es nicht ein Tauende von der Großrah abzuschneiden gab. Die arglosen Piraten fielen auf Niß Ipsens „Flynkflatje“ hinein wie die Fliegen in die Buttermilch. Witterte Niß gute Preise, ließ er nur mit Kartätschen schießen. Manchmal kamen dadurch die beiden Schiffe Bord an Bord. Da griff Niß Ipsen zum Spillspaten und stieß in die Flöte. Sofort spie die Zwischendeckstreppe der harmlosen „Flynkflatje“ ein Rudel Blaujacken aus, die mit Säbel und Beil wacker umzugehen verstanden. Selten hatte Niß Ipsen einen Verlust unter seinen Leuten; nicht etwa, als wenn die Piraten feige und zaghaft gewesen wären. Aber Niß Ipsen wußte sie so gut zu verduzen, daß sie sich kaum wehrten. Kam ein Borwitiger zu Niß auf das Achterdeck, dem tippte er mit dem Spillspaten etwas unsanft auf den kahlen Schädel und warf ihn über die andere Bordkante. Brach der eichene Spaten, dann hieb er mit der rechten Faust zu, und diese Faust war in den sieben Jahren nicht gerade leichter geworden.

Mit der guten Preise im Schlepptau kam er wieder nach Batavia, um sich ein Drittel auszahlen zu lassen und neue Munition zu nehmen.

Allmählich wurde aus dem Kapitänleutnant ein vermögender Mann, und er rechnete aus, daß er schon jetzt imstande sei, Peter Groots Hof in Bombill mit allem, was darauf wuchs und stand, zu kaufen und auf der Stelle bar zu bezahlen. Wie würde sich Greta freuen! Und den Hof auf dem mageren Geestlande wollte er ihr schon ansprechen. Wenn er nur erst nach Amsterdam käme, um ihr das alles schreiben zu können. Borerst war dazu noch keine Aussicht, denn die Piraterie sah den Malaien gar zu tief im Blute.

„Seer Kapitän!“ jagte der Gouverneur von Batavia zu Niß Ipsen, als er ihn wieder einmal zum Abendessen eingeladen hatte. „Ich habe mich nicht in Euch getäuscht. Aber ehe wir nicht den großen Morgan haben, eher friegen wir keine Ruhe. Das soll nämlich ein Engländer sein, sieht aber aus wie ein Malai. Er hat den Spaniern bei Manila eine nagelneue Fregatte mit achtzig Kanonen gestohlen, und ich bin in einer Angst, daß er eines schönen Morgens vor Batavia liegt und die ganze Stadt in Grund und Boden schießt!“

„Ich will ihn schon friegen!“ jagte Niß Ipsen und stand auf.

Er war aber diesmal vorsichtig und nahm die doppelte Mannschaft mit. Nachdem die „Flynkflatje“ vierzehn Tage in der Sundasee gekreuzt hatte, schrie der Mann im Mars: „Querab Steuerbord ein großer Dreimaster!“

„Sart dal das Ruder!“ befahl Niß Ipsen dem Mann am Steuer. Die Brigg sprang in der Richtung der Brise und machte sich so schnell wie möglich davon. Nach einer Stunde war der Dreimaster so nahe, daß man am Rumpf die offenen Stückpforten zählen konnte.

Da brannten sie auch schon drüben einen blinden Schuß los. (Schluß folgt.)

fe:
die:
Raerh
nu
Er
..W
daß
wivor
An
icho
auf
im
auf
mei

geg

chiedene Schriftstücke auf den Tisch des Hauses nieder. Zu-1.

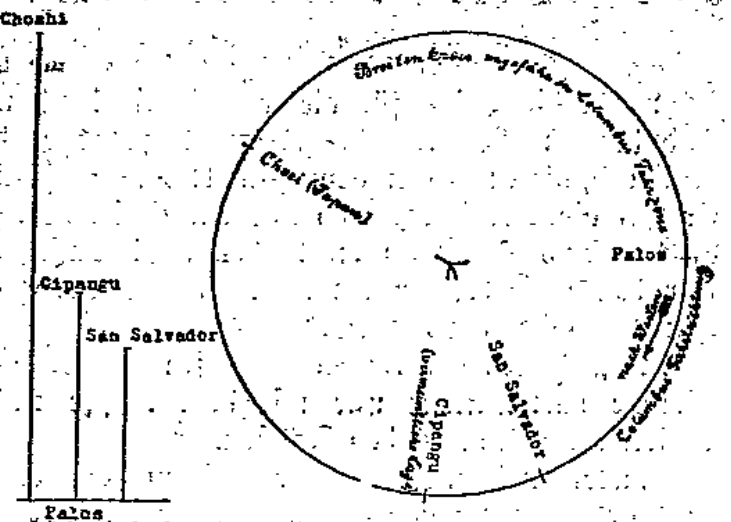
Sicher, Polizeihauptmann, I funden hat, so kann doch von keiner Seite behauptet werden.

Kosmische Charakterzüge bei den niedersten Lebewesen? In neuerer Zeit hat der schwedische Forscher Svante Arrhenius der Panpermie neue Nahrung gegeben. Panpermie kann man als Überbreitung der Lebewesen bezeichnen, indem man sich denkt, daß die Lebewesen überall in der ganzen Welt vorhanden sind. Es hat sich gezeigt, daß die niedersten Lebewesen, also die Bakterien und die Pflanzenzellen unter Bedingungen zu leben vermögen, die uns als tot erscheinen. In neuester Zeit hat sich besonders der französische Forscher Paul Becquel um die Untersuchung dieser Frage verdient gemacht. Er fand, daß Sporen von Schimmelpilzen keimfähig bleiben, selbst wenn längere Zeit den Temperaturen der flüssigen Luft und des flüssigen Wasserstoffes ausgesetzt waren. Neuerdings hat er weiter Sporen untersucht, die von den sogenannten Mucorineen und Ascomyceten stammen. Sie wurden in sterilisierte Glasröhren bei Gegenwart von Nektar (das alle Feuchtigkeit aufsaugt) 14 Tage lang bei 35 Grad Wärme ausgetrocknet. Sodann wurden die Röhren luftleer gemacht und zugeschmolzen, nachdem alle Luft entfernt war. Nach einem Jahre wurden die Glasröhren in ein Kältebad von Kammerlingh Dnnes drei Wochen lang der Temperatur der flüssigen Luft (-180 Grad) ausgesetzt und darauf im flüssigen Wasserstoff während 77 Stunden auf -263 Grad abgekühlt. Als dann die Röhren nach weiteren Monaten geöffnet und die Sporen auf feine Nahrungsmittel ausgefüttert wurden, keimten alle Sporen innerhalb eines Tages auf.

Uns erscheint es unglaublich, daß unter solchen Prozeduren sich das Leben noch erhalten kann. Der Nachweis ist aber ganz schlüssig. Die Keime vermögen sich unter Bedingungen lebendig zu erhalten, wie sie im Weltraum vorhanden sind. Arrhenius' Panpermie-Ansichtungen gewinnen dadurch an Wahrscheinlichkeit. Man fragt sich aber, was sollen die niederen Lebewesen mit diesen Eigenschaften, die sie auf der Erde doch gar nicht brauchen können? Fähigkeiten, die wir nicht durch die Übung schärfen und durch Benutzung scharf erhalten, verlieren wir — das ist eine leicht erklärliche und vorzügliche Natureinrichtung, ebenso wie die, daß wir Fähigkeiten entwickeln und verbessern, die wir unter veränderten Bedingungen brauchen. Haben also die niedersten Lebewesen diese Fähigkeiten, so deutet das darauf hin, daß sie sie gebrauchen. f. l.

Wie sehr Kolumbus irrte. Als Kolumbus nach fast sechswöchentlicher Fahrt (von den Kanarien ab gerechnet) auf San Salvador landete, glaubte er beinahe, schon ganz in der Nähe des asiatischen Festlandes zu sein, als welches er das später von ihm berührte Kuba ansah. Vergewissert man sich, daß Kolumbus auf seiner ersten Fahrt nicht einmal das amerikanische Festland erreicht hatte, welches von Asien noch durch den viel breiteren Pazifischen Ocean getrennt war, so fragt man ganz selbstverständlich, wie es möglich war, daß er sich so sehr irren konnte.

Kolumbus segelte von Palos, einem an der Südküste Spaniens zwischen der Mündung des Guadalquivir gelegenen Hafen, aus, und landete in San Salvador. Zeichnet man sich den Weg auf einer Karte in jener Zone etwa veranschaulichenden Breitenkreise auf, wie unser Bild in der Aufsicht zeigt, so liegt San Salvador um beinahe 68 Grad weiter westlich. Segelte also Kolumbus von Palos im Sinne des Pfeiles auf (angenommen) möglichst gradem Wege, so legte er einen Weg zurück, der dem Stück des zwischen beiden Namen liegenden Arcisumfangs entspricht. Hätte er den Weg von Palos nach Westen zu wirklich bis Ostasien zurücklegen sollen, so hätte er mehr als die halbe Erde umfahren müssen, denn der nächstgelegene Punkt Japans in jenen Breiten wäre etwa Choshi in der Nähe von Tokio gewesen. Man erkennt aus dem Bilde, daß der Weg westlich in Richtung des Pfeiles bis Choshi sehr viel weiter ist, als der entgegengekehrte von Palos aus nach Osten, also anders herum. Könnte man von Palos aus nach Westen in gerader Linie bis nach Choshi fahren, so würde die Weglänge durch die längste der links gezeichneten drei jenseitigen Linien dargestellt werden. Der Weg in gleicher Richtung von Palos aus bis San Salvador würde aber nur der kürzesten Linie ent-



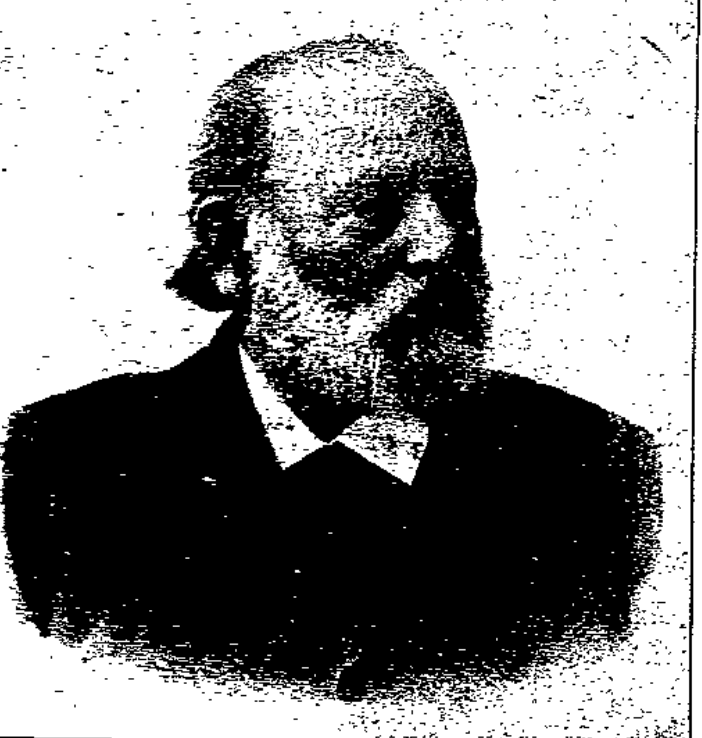
Die tatsächlichen und die vermeintlichen Entfernungsverhältnisse bei Kolumbus' Entdeckungsfahrt.

sprechen, und diese ist noch nicht ganz ein Drittel der großen. Trotzdem glaubte Kolumbus in Japan gelandet zu sein. Wie ist nun dieser große Irrtum zu erklären?



Mechanische Straßensplastermaschine. (Leistungsfähigkeit: etwa das Fünffache einer Sandramme.)

Kolumbus hatte seine geographischen Kenntnisse wesentlich aus einem Buche „Weltbild“ des Kardinals d'Ailly geschöpft. Dort fand er die Ansicht ausgesprochen, daß der Abstand des Westrandes Europas



Gabriel Löwenstein. Der Nestor der deutschen Sozialdemokratie, der fünfundsiebzigjährige Gabriel Löwenstein, ist am 17. Januar in Nürnberg an einer Lungenerkrankung gestorben. Löwenstein gehörte zu den Gründern der Eisenacher Richtung; schon früh wandte er sich den Interessen des aufstrebenden Proletariats zu. Als Gemeindepolitiker und als bayerischer Landtagsabgeordneter übte er mit unermüdlichem Eifer den Platz aus, auf den ihn das Vertrauen der Parteigenossen gestellt hatte; speziell die Münchener sozialdemokratische Bewegung verdankt dem Verstorbenen viel. Die große Verehrung, die Löwenstein bei Parteifreunden und politischen Gegnern genoß, kennzeichnete sich am deutlichsten durch die ungemein große Zahl der Lebtrogenden, die dem Verstorbenen die letzte Ehre gaben.

von dem Ostrande Asiens und der diesem gelagerten Inselwelt Cipango (nach Marco Polo nicht sehr groß, die kugelförmige Erde also ziemlich klein sei. Dazu trat die Angabe in dem Apothekenbuche „Esra“, daß nur der siebente Teil der Erde mit Wasser bedeckt sei. (Wir wissen heute umgekehrt, daß nur gut ein Viertel der Erdoberfläche (20 Prozent mit Land, der größte Teil dagegen mit Wasser bedeckt ist.)

Das war der wohlthätige Irrtum, in welchem Kolumbus durch alle seine gedruckten Autoritäten gekommen war. Das Gedruckte galt diesem unwürdigen Manne außerordentlich viel, der zwar etwas wirre und einseitige, immerhin jedoch für seinen Stand festere wissenschaftliche Bildung besaß, wie Siegmund Günther sagt. Als Schlichter trat noch hinzu, daß Kolumbus Kenntnis hielt von einem Briefe, den der italienische Astronom und Physiker Toscanelli 1474 an den Kanonik Fernao Martins nach Lissabon geschrieben hatte. Toscanelli war auf Grund seiner Studien nach dem damaligen zu Gebote stehenden Kenntnissen zu Überzeugung gelangt, daß es von Portugal nach Cipango auf dem Landwege weiter sein müsse, als auf dem Seewege; den Erdhalbmesser nahm er viel zu klein an. Toscanelli hat in seinem Schreiben eine Karte beigefügt, die nach dem damaligen Stande der Wissenschaften nach den damals besten Quellen eingezeichnet waren. Diese Karte ist von Hermann Wagner in kritischer Würdigung der Annahme nachgebildet und 1894 in den Göttinger Akademieberichten veröffentlicht worden. Schreiben von Toscanelli sollte dem portugiesischen Könige vorgelegt werden, um diesen zur Ausrichtung einer Expedition zu veranlassen. Die Expedition war aber mit seinen afrikanischen Unternehmungen zu sehr beschäftigt und in Anspruch genommen, so daß auf diesen abenteuerlichen Plan nicht eingegangen zu können. Kolumbus hatte, wie gesagt, von diesem Schreiben Kenntnis erhalten und setzte sich mit Toscanelli in Verbindung, welcher ihn zu seinem Plane aufmunterte und demselben hinwies, er würde auf dem Wege nach Westen mächtige Reiche und volkreiche Städte treffen, und die Ausbreitung des Christentums wertvollen Vorschub leisten.

Auf diese Weise hatte Kolumbus sich ein Weltbild im Kopfe geschaffen, daß er eifrig verfolgte, womit er die Unterstützung durch einflußreiche Gönner endlich erreichte, daß er an die Spitze der kleinen Flotte gelangte, welche die folgenreichste Entdeckung der Weltgeschichte vollzog.

Dem Erneuerer des monumentalen Freskobilis Deutschland, Alfred Methel, gilt der neueste Band der „Klassiker der Kunst“ (Bd. 17 Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. Br. geb. 9 Mk.). Die Zeichnungen und Holzschnittwerke dieses Künstlers sind in der „Neuen Welt“ gelegentlich eingehender Betrachtungen ganzer Kunstepochen nach Gebühr gewürdigt und auch durch Reproduktionen der Anschauung des Lesers nahe gebracht worden. Sein Jhklus „Auch ein Totentanz“ seine Bilder zum Nibelungenliede stellen ihn in der Reihe der bedeutendsten Künstler des 19. Jahrhunderts. Was von verschiedenen Seiten bisher — immer nur bruchstückweise — versucht wurde: Methels Schöpfung einem größeren Publikum einheitlich vorzulegen, kann jetzt durch die nahezu lückenlose Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt als gelungen bezeichnet werden. Das Werk, das über 300 Abbildungen enthält, ist technisch eine Prachtgabe. Die von Josef Ponten besorgte Ausgabe ist mit großer Gewissenhaftigkeit und feinem Kunstverständnis zusammengestellt. Die einführende Vorrede, eine biographische Skizze, die nicht nur dem Publikum näher zu bringen versucht, ist diesmal breiter angelegt, als in den meisten übrigen Bänden der „Klassiker der Kunst“; das aber kommt dem Methelbände eher zugute, als daß es ihm Abbruch täte: die Persönlichkeit des genialen Künstlers formt sich plastischer, das Verständnis für seine Schöpfungen wird wesentlich erleichtert. Im allgemeinen freilich fordert dieser Band einen hohen Grad von Vertiefung in die Gestaltungs- und Auffassungsart Methels, der sehr zum Stilisieren neigt; auf der anderen Seite aber gibt gerade Methels Eigenart zahlreiche Anregungen, die für die Gegenwartskunst und das moderne Kunstgewerbe nicht ohne Interesse sind.

.25
.75
.00
.50